

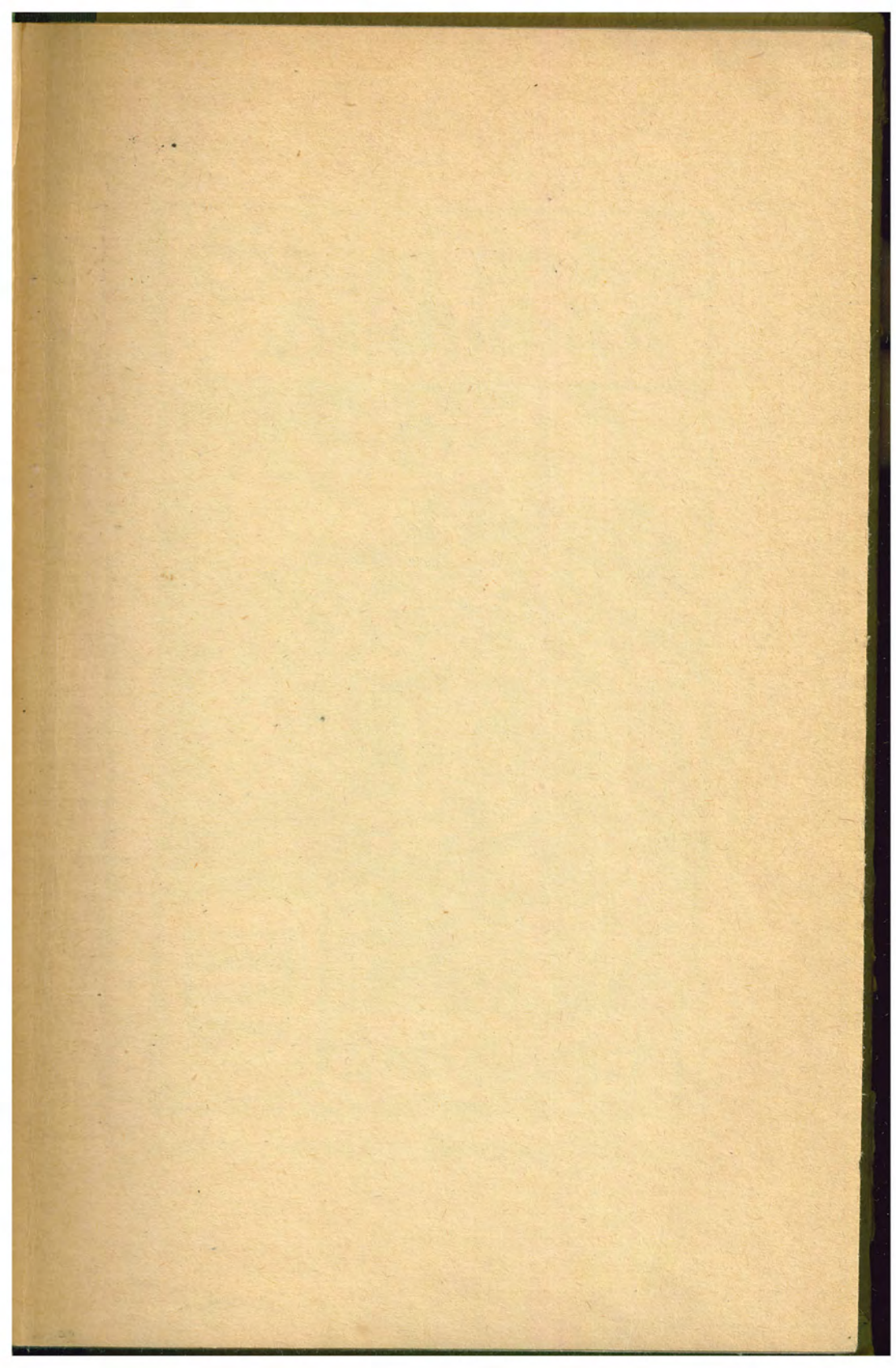
Richard Jaekel ❖ ❖ ❖ ❖

Sagen
und Geschichten
der Heimat



Glatner

285



Gla

Sagen und Geschichten

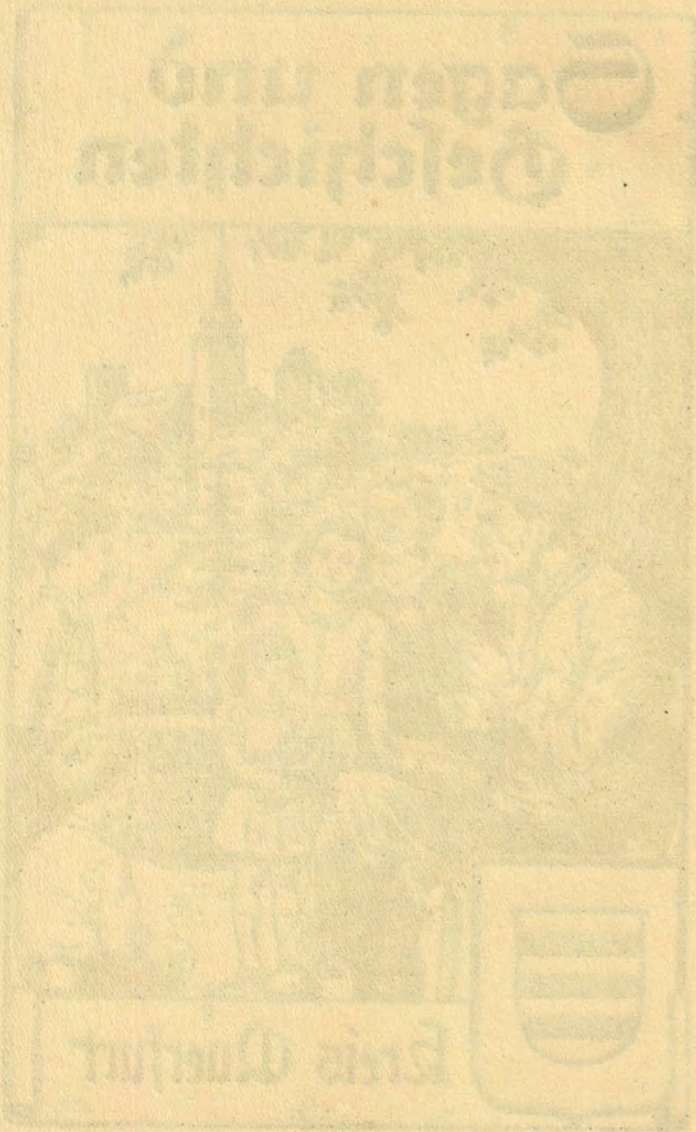


Kreis Quersfurt

Heimatverlag R. Jaekel, Quersfurt

Dieter Glatzel
Quersfurt
Otto-Dietrich-Str. 24

Glow



Veranstaltung des Bundes (faint)

Aus der Heimat

Bausteine
zur Geschichte der Querfurter Lande

Eine Sammlung
herausgegeben von Richard Jaeckel



Im Heimatoerlag Richard Jaeckel zu Querfurt

Gla

Glas der Heimat

von
im Geschichte der Geschichte

Verlag

1940

Der Verlag behält sich alle Rechte vor
Druck: Frauendorf Ww., Plauen 1933
Hallische Nachrichten, Halle (S.) 1940

Vormort.

In unserer Heimat fließt der Sagenborn reicher als der Quell der Volksmärchen. Sagen gibt es im Kreisgebiet noch eine ganze Menge, obwohl sie heute mehr und mehr als lebendiges Volksgut verschwinden und kaum noch von Mund zu Mund weitergegeben werden. — Es lebt in den Sagen verschleiert tiefe Wahrheit, und die oft wundersamen Ereignisse führen uns weit hinein in die Rätsel der Natur und in verschollene Zeiten. — Allerlei Sagen und Geschichten sind bereits in verschiedenen Heimatbüchern erschienen, doch fehlte eine Zusammenfassung und Niederschrift so vieler, die noch heute auf dem Lande Großmütterchen erzählt. So hat sich der Altertums- und Heimatverband entschlossen, zunächst alle zu sammeln. Dies Büchlein will also zunächst nichts weiter als eine Sammlung von Sagen und Geschichten sein und verzichtet auf klare Abgrenzung der geschichtlichen Sage von der historischen Erzählung u. dgl. Diesem 1. Teil, das nördliche Gebiet von Querfurt umfassend, soll noch ein weiterer vom Anstruttal und dem ein solcher vom Geiseltal folgen. Diesem wird dann auch die Quellenangabe folgen, um für alle Zeiten auch denen zu danken, die an so erfreulichem Heimatwerk mitgeholfen haben. — Die Illustration zu diesem Teil schuf in dankenswerter Weise der Leipziger Künstler Erbert sowie E. L. Pflug. — Auf Vollständigkeit kann diese Sammlung keinen Anspruch machen, es wird wohl auch kaum einem einzelnen gelingen, die Sagen und Geschichten eines Gebietes lückenlos zusammenzutragen. Aus diesem Grunde bitte ich, weitere Sagen unserer engeren Heimat dem Heimatverband Kreis Querfurt, zur Drucklegung einzusenden, damit sie bei einer späteren Bearbeitung und Sichtung Aufnahme finden können.

Querfurt, 10. 8. 1940.

Richard Jaedel.

Inhaltsverzeichnis

I. Nördlich von Quersfurt

1. Woher das Kloster Sittichenbach seinen Namen bekommen
2. Der Sittich des Klosters Sittichenbach
3. Allerlei über das Kloster Sittichenbach
4. Ludwig der Eisene erscheint dem Abte Volkwin
5. Der Traum des Sittichenbacher Mönchs
6. Der vom Galgen gerettete Sünder
7. Curiosa über die Mönche von Sittichenbach
8. Von verborgenen Schätzen im Kloster zu Sittichenbach
9. Die goldene Kutsche im Sittichenbacher Teiche
10. Der Schäferstein
11. Die Hexenverbrennung zu Sittichenbach 1608
12. Ein anderer Hexenprozeß zu Amt Sittichenbach 1622
13. Die geizige Amtsmannsrau
14. Der Bauernkrieg bei Osterhausen 1525
15. Der Kreuzstein und die drei Linden vor Rothenschirmbach
16. Geisterpfuf unter der Linde
17. Pauline, eine Heilige des Quersfurter Landes
18. Die verunglückte Klostergründung in Rothenschirmbach
19. Der Wodenberg (Wödenberg) bei Oberfarnstedt
20. Die Grabhügel auf dem Woedenberg bei Oberfarnstedt
21. Der Heidenstein bei Farnstedt
22. Heiratslösegeld in Oberfarnstedt
23. Gänse als Ketter
24. Gerhard von Halle auf Farnstedt
25. Die Schäferburg bei Gatterstedt
26. Die Gatterstedter Glocken
27. Der „Kranz“ bei Rudenburg
28. Kuskenburg
29. Die Wallfahrtskirche St. Petri zu Obhausen
30. Die Kreuzsteine bei Obhausen
31. Die „Gewalttäter“ bei Obhausen-Nikolai
32. Die heilige Hasela zu Rothenschirmbach
33. Drei Hiebe
34. Fest gemacht
35. Sulza bei Ziegelroda, ein verwüstetes Dorf
36. Der Bauernstein

37. Der Pranger
38. Der Kreuzstein bei Leimbach
39. Die Totenkrüge
40. Der Sandborn und der Rote Born im Loderslebener Walde
41. Die Sage vom Gericht auf der Lotharsburg
42. Die Lutisburg im Ziegelrodaer Forst
43. Der König von Lodersleben
44. Die Schlüsselmele spukt
45. Die Klostermühle
46. Spuk im Kloster Quersfurt
47. Der heilige Brun von Quersfurt in Ostpreußen
48. Die Sage von der Entstehung des Braunsbrunnens
49. Die Wiesenmarktsage
50. Die Sage von der Teufelsmühle
51. Kessel und Schuh in der Burgkirche zu Quersfurt
52. Das Wiesenhaus bei Quersfurt
53. Der zerbrochene Glaskrug
54. Die wahr sagende Zigeunerin
55. Die Brandjungfrau
56. Die Vertreibung des Koboldsdrachen
57. Der Wunderdoktor von Quersfurt
58. Des Nizes Beine
59. Vor den Nizen hilft Dosten und Dorant
60. Die Vorsicht der Wöchnerinnen



46

Die Gage

Die Gage wandelt sinnend durchs Land von Ort zu Ort
und pflanzt in ihrem Garten der Dichtung Blumen fort.
Sie weilet in Ruinen, sie lauscht am Felsenhang,
in Hainen rauscht ihr Flüstern wie ferner Harfenklang.

Sie schwebt um stolze Burgen, sie weilt beim Halmendach,
sie thront auf Felsenstirnen, sie spielt am Waldesbach.
Sie hat sich mit dem Lande so liebend treu vermählt,
daß sie fast allerorten von alter Zeit erzählt.

Wie duften kühl im Schatten die Waldeskräuter frisch,
wie blühen die grünen Matten so bunt und zauberisch!
Melodisch klingt im Walde das läutende Getöse,
wenn auf der Bergehalde die Herden weidend gehn.

Waldeinsamkeit! Wie grüßt mich die heil'ge, grüne Nacht!
Von weitem seh ich prangen der Wunderlampe Pracht.
Die Zauberglocken klingen. Zum Berg hinan! Hinan!
Bald sind dem sel'gen Finder die Pforten aufgetan.

L u d w i g B e c h s t e i n

Sagen
und Geschichten des
Kreises Quersfurt

Ein Gedicht
 von
 Johann Wolfgang von Goethe
 und
 Friedrich Schiller
 über
 die
 Freiheit
 des
 Menschen
 und
 die
 Würde
 des
 Bürgers
 in
 der
 Republik
 von
 Athen
 im
 Jahr
 487
 v. Chr.



I. Nördlich von Querfurt.

1. Woher das Kloster Sittichenbach seinen Namen bekommen.

Der Name des Klosters wird in den verschiedenen Zeiten verschieden wiedergegeben, im Herzfelder Zehntenverzeichnis (um 900) heißt der Name Sidichinbechin, 932 Sitechenbach, 1353 Sedenbese, sonst auch noch Sechtinbäche, Schittinbede, Sichenbach, Sittichbach. — Die Mönche nannten mit Vorliebe ihr Kloster biblisch Sichem oder Sechem. — Der Pirnische Mönch (Monachus Pirnensis) in seinem Onomasticum um 1529 und mit ihm andere alte Geschichtsschreiber behaupten, daß Sittichenbach davon seinen Namen bekommen, weil in dem ehemaligen Klostergarten ein schöner Brunnen gewesen oder ein Bach, an welchem ein Psitacus, Papagei oder Sittich-Vogel gefressen. Und dieses wollen sie wahrscheinlich machen, weil das Kloster diesen Vogel in sein Siegel bekommen, auch einige Münzen mit demselben habe prägen lassen. — Andere hingegen behaupten, es hätte seinen Namen von dem hier befindlichen Wasser, welches ehemals Sittich geheißt, erhalten. — Noch andere wollen den Namen von einer Frau Psitche, welche die erste Stifterin gewesen, herleiten, aber diese Frau ist den meisten Geschichtsforschern unbekannt. —

Alle diese Deutungen sind falsch, der Name bedeutet wohl Wasser oder Bach eines Mannes, der Sidicho geheißt hat, ein Wort, das mit Sitte, ahd. situ, zusammenhängt.

Uebrigens stellt das Hauptsiegel des Klosters die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde dar, in der einen Hand ein Lilienzepter haltend, darüber wölbt sich ein gotisches Portal (Sigillum † Coven... Sychem).

2. Der Sittich des Klosters Sittichenbach.

Zur Zeit der Kreuzzüge soll ein Abt von Walkenried aus dem gelobten Lande einen wunderschönen grünroten Sittich oder Papagei mitgebracht haben. Als er auf der Heimkehr in die Rohnegegend kam, entfloh der Papagei und setzte sich an dem Rohnebach nieder. Der Abt aber sah dies als ein Zeichen des Himmels an und gründete hier das Kloster Sittichenbach am Bach des Sittichs. Der Vogel wurde noch lange Jahre im Kloster gehalten und gepflegt. Daher führte das Kloster später den Sittich im Siegel, ebenso wurden Münzen mit seinem Bildnis geprägt.

3. Allerlei über das Kloster Sittichenbach.

Die Cisterzienserklöster nehmen ihren Anfang vom Kloster Cîteaux in Frankreich, lat. Cistercium, hiervon führt der Mönchsorden seinen Namen. Das Mutterkloster gründete in Deutschland verschiedene Klöster, darunter Altenkampen im Kölnischen, dies stiftete unter anderen Klöstern 1129 Walkenried im Harz, und dieses das Kloster Sittichenbach. Der edle Esiko von Bornstedt rief nämlich im Jahre 1141 Walkenrieder Mönche in sein Gebiet, vorzüglich Kultur in das sumpfige Land zu bringen. Er schenkte ihnen 21 Hufen Land, die bald durch reiche Schenkungen vermehrt wurden. Sie erbauten ihr Kloster auf dem südlichen Abhang des Bischofsröder Waldrückens. Das neue Kloster wurde der Jungfrau Maria geweiht, an die noch heute das „Jungferngebreite“, ein ausgedehntes Ackerland der Flur, erinnert, und die Mönche selbst erwarben sich bald hohe Verdienste um die Kultur des Bodens wie der Bewohner. Sie entwässerten das sumpfige Rohnetal, zogen Kanäle und bauten Dämme, pflanzten Weinberge und legten Obstgärten an, kultivierten den Ackerboden und rodeten Odland und Waldungen. Sie hielten auch auf eine gute Klosterbibliothek. Ihr Kloster nannten sie gern Siche als „Abkürzung“ aus Sittichenbach. Sie gründeten auch drei neue Klöster, Lehnin in der Mark 1180, Buch bei Leisnig 1192 und Grunhain bei Mühlhausen 1235.

Der erste Abt Volkwin aus Altenkampen führte ein strenges Leben, hielt gute Disziplin und war ein solch exemplarisch frommer und gelehrter Mann, daß er unter die berühmten Heiligen des Cisterzienser Ordens gezählt

worden ist. Durch das Wunder einer Brotvermehrung konnte er in einer Hungersnot täglich 1800 Arme am Kloster erquicken. Seine etwas naiven Wundertaten sind später beschrieben worden. Er stand 32 Jahre dem Kloster vor und starb hochbetagt 1172.

Bis ins 14. Jahrhundert bewahrten die Mönche ihr gutes Ansehen und ihren Ruf. Und so entschied sich auch der strenge Bischof von Halberstadt, Konrad, ein Edelherr von Krosigk, der mit dem Papst wegen seiner Hinneigung zu den Hohenstaufen in Zerwürfniß kam, seinem Bischof-tum zu entsagen und in Sittichenbach seine Tage als einfacher Mönch zu beschließen. Er hatte dem Kloster schon vorher 1202 bedeutende Privilegien ausgestellt und den Gläubigen seines Bistums erlaubt, sich in diesem Kloster beerdigen zu lassen. Nun lebte er selber hier noch 16 Jahre als einfacher Mönch 1209—1226, friedlich mit den übrigen, in Gebet und gelehrten Studien, in den Briefen unterschied er sich Conrad, ein Bischof und Mönch in Sichern. Freilich mußte er 1214—1217 mit dem damaligen Abte Nikolaus auf Befehl des Papstes den Kreuzzug predigen. Er starb am 1. Juni 1226 im Kloster und ward hier auch beigesetzt. Die Reliquien, die er dem Kloster zugebracht hatte (ein Haar der heiligen Jungfrau, ein Finger des heiligen Nikolaus usw.), wurden später dem Halberstädter Dome zurückgegeben.

Ein anderer Bischof dagegen, Albert von Regensburg, ging nicht freiwillig in dies Kloster, er wurde 1251 von König Konrad IV wegen seiner Untreue, man hatte einen Anschlag auf das Leben des Königs gemacht, ins Kloster gebannt, um als schlichter Mönch Buße zu tun. Um diese Zeit baute man auch die Wasserleitung des Klosters, die seinerzeit viel bewundert wurde. Man leitete von den Hügeln der Nachbarschaft das Wasser in unterirdischen Gängen zusammen, bis es als klarer schöner Bach im Obstgarten des Klosters erschien und so einen Teich daselbst bildete und auch eine Mühle trieb.

Besonders der gelehrte und fromme Abt Hermann war so berühmt, daß viele Grafen und Vornehme ihre Kinder zur Erziehung und zum Unterricht dem Kloster übergaben, so auch Gebhard IX von Querfurt, wie denn überhaupt diese Edlen das Kloster reich bedacht und sehr geehrt haben, jedoch den Schutz über das Kloster übten die Grafen von Mansfeld aus.

Das sollte im Jahre 1362 verhängnisvoll werden. Ludwig, der jüngste Bruder des Landgrafen Friedrich des

Strengen von Thüringen, war Bischof von Halberstadt geworden. Der Graf Gebhard von Mansfeld geriet in Fehde mit ihm. Ludwig, von Friedrich unterstützt, nahm mehrere Schlösser des Grafen ein und brachte den damaligen Abt Hermann in Sittichenbach und seinen Convent dorthin, ihm die Schutzherrschaft zu übertragen. Der Graf jedoch nebst seinem Sohne und Kriegsvolk zog bald darauf Rache sinnend in das Kloster, ließ den Abt nicht allein derb ausprügeln, sondern auch an einen Balken aufhängen, auf beiden Seiten ein Kohlenfeuer um ihn machen, ihn halb räuchern und hernach wieder abnehmen. Wie er ihn nun halb zu Tode gemartert und ihm noch allerlei Schimpf und Schande angetan, jagte er ihn endlich samt seinen Mönchen aus dem Kloster, das er anzündete und gänzlich zerstören wollte, wobei die Bücherei nebst vielen anderem verbrannte. Nun wurde der jähzornige Graf von der Kirche in Bann getan, mußte 3000 Schock Groschen Buße zahlen und alles wieder in guten Stand setzen.

Damals begann schon der Verfall des Klosters, teils lockerte sich die Zucht der Mönche, teils riß eine liederliche Verwaltung der Klostergüter, eine Verschwendung und luxuriöses Leben ein. Um 1500 heißt es: dieses Kloster wäre von altem Herkommen, hätte unterschiedene andere Klöster zu visitieren gehabt, wäre nun aber sehr verarmt, teils von dem Abziehen und Beschwerden ihrer Oberherren, teils wegen der Bosheit und Parteilichkeit der Mönche.

Der Bauernkrieg und die Reformation Luthers brachten die völlige Auflösung. Die Thüringer Bauern rotteten sich in kleine Abteilungen zusammen und überfielen die Klöster und ihre Güter. So kamen Bauern aus Holdenstedt und Ellrich unter Führung der Brüder Raffmann nach Osterhausen und brannten im April 1525 fünf Höfe des Klosters nieder, ebenso geschah es an anderen Orten. Anfang Mai rückten sie gegen das Kloster selber und plünderten es vollständig aus. Die Zinsbücher und die alten Klosterurkunden wurden in den Klosterbrunnen geworfen, doch wurden die Gebäude mit Feuer verschont. Zwar kehrten die Mönche, die mit den Wertsachen entflohen waren, in das ausgeraubte und verwüstete Kloster zurück, aber ihr Leben war gebrochen. Viele Güter waren zerstört und zinsten nicht mehr, andere entferntere verweigerten zu zahlen, noch andere zahlten weniger oder nur widerwillig. Freilich hatten die Mönche noch an dem

Erzbischof Albrecht von Magdeburg und an dem streng katholischen Herzog Georg von Sachsen treue Beschützer, doch da man die baldige Einziehung des Klosters vorausjah, suchten Abt und Mönche möglichst viele Klosterstücke zu Gelde zu machen. So verkauften sie bald Ackerstücke, bald Gehölze, bald Höfe, bis 1535 jährlich Visitationen durch den Herzog und seine Regierung unternommen wurden, diesem Treiben Einhalt zu tun. Die Kirchengерäte, Kleinodien, Urkunden mußten beim Amt in Leipzig hinterlegt werden. Endlich nach dem Tode Herzog Georgs (1539) wurde 1540 das Kloster aufgelöst. Dem alten und kranken Abte Christoph Pflug, der 35 Jahre im Orden gewesen, 30 Jahre zu Pforte und 5 in Sittichenbach, wurden 300 Gulden Jahrespension ausgesetzt, die er in Laucha verbrauchte. Die zwei anderen alten Mönche verwalteten die Pfarrstellen in Großosterhausen und Rothenschirmbach und hatten so eine Zuflucht gefunden.

So war das Kloster von allen Mönchen verlassen und zur Domäne umgestaltet worden. Es hatte immer noch bedeutende Einkünfte, allein aus 45 Ortschaften bezog es Gefälle, dazu kam der Ertrag der Oekonomie im Kloster selber. Schon zwei Jahre später 1542 verließ Herzog Moritz von Sachsen die Klosterdomäne samt allem Zubehör an den Grafen Albrecht von Mansfeld mit der Verpflichtung, dem Abte und den Mönchen die jährliche Pension zu zahlen, sowie dem Herzog mit 12 Pferden vom Kloster zu dienen.

1547 erfuhr das Kloster einen merkwürdigen Ueberfall: ein Feind des Grafen von Mansfeld, Ernst von Haacke, plünderte am 25. Mai die Gebäude, zerschlug Türen, Fenster und Oefen und zerstörte, was er konnte. Beim Nahen des Grafen ergriff er schleunigst die Flucht.

Von den Mansfeldern, deren Finanzen tief zerrüttet waren, kam das Gut an Kursachsen zurück. Dieses verließ es an Ludwig von Wurm auf Wolframshausen. Der verstarb aber über einen gefährlichen Prozeß, den er mit Hieronymus Kraut, einem Pfarrer in Osterhausen, angefangen hatte, so entstand die Spottrede: der Wurm hätte sich im Kraute zu Tode gefressen. Es fiel wieder an Kursachsen, an Johann Georg I, und von diesem an die Herzöge von Sachsen-Weißenfels zurück.

Eine alte Handschrift berichtet, daß um 1624 noch die alten Ruinen zu sehen gewesen und der Umfang dieses Klosters zu erkennen sei, daß es vor der Zerstörung ein ziemlich weitläufiges und köstliches Gebäude gewesen, so

24
zu bauen viel gekostet haben müßte, welches alles gar leicht zu glauben.

Die Geschichtsschreiber älterer Zeit erzählen, daß an den vier Ecken des Klosterbezirkes vier Kapellen gestanden hätten, die eine wäre zum Gasthaus, die andere zum Spritzenhaus oder zur Frondienerwohnung, die dritte als Schäferei, die vierte als evangelische Kapelle umgebaut worden. Die zwei ersten Kapellen sind gänzlich verändert, auch die heutige Kapelle ist durchaus umgebaut, und die Kapelle als Schäferhaus ist nur äußerlich noch als Kapelle zu erkennen, innerlich ist sie durchaus für ihren neuen Zweck verbaut worden.

4. Ludwig der Eiserne erscheint dem Abte Volkuin.

Ludwig der Eiserne hatte dem Kloster Sittichenbach den Ort Heilingen geraubt. Zur Strafe konnte er keine Ruhe im Grabe finden, seine Seele mußte rastlos wandern und auch dem Abte von Sittichenbach, Volkuin, der ein heiliger Mann war, erscheinen und ihn bitten, seinem Sohne Ludwig dem Mildeu zu sagen, daß er um Gott und aller Heiligen willen doch ja dem Kloster den Ort Heilingen zurückgäbe, daß er endlich Ruhe im Grabe finden könne. Volkuin bestellte die Bitte dem Sohne, der sofort Heilingen zurückgab. — Aber der eiserne Landgraf schien zuviel an Klöstern und Mönchen gesündigt zu haben, denn andere vermelden, daß der böse Landgraf in einer Flammengrube in der Hölle weiterhin seine Sünden abbüßen mußte, noch dazu, weil die Ritter Ludwigs des Mildeu nichts von der Rückgabe der Güter an die Klöster wissen wollten. Im Gegenteil, sie meinten, wenn der Sohn Messen für den Vater lesen ließe, so wäre ihm damit genug geholfen.

5. Der Traum des Sittichenbacher Mönchs.

Es lebte einmal ein Klosterbruder in Sittichenbach, der den Hochmutskeufel in der Brust trug. Er wäre auf der Himmelsleiter gern einige Sprossen höher geklettert. Daß man das nur durch wahre Frömmigkeit erreichen könnte,

das kam ihm nicht in den Sinn. Sein Herz stand nach äußeren Ehren. Nun träumte ihm einmal, der Bischof von Halberstadt wäre des Todes verblieben und er, der Mönch, solle nach Halberstadt pilgern, dort würde er erhöht werden. Dieser Traum schien ihm von solcher Bedeutung, daß er sich alsbald auf den Weg zum Bischofsstuhle machte. Unterwegs kehrte er bei einem Priester ein, der eine bessere Kappe besaß, als sie der Mönch hatte. Dem gefiel dieser Kopfschmuck so sehr, daß er sie sich heimlicherweise aneignete, damit er in Halberstadt umso prächtiger auftreten könne. Allein der Bestohlene entdeckte den Raub, zog dem puffsüchtigen Klosterbruder nach und zeugte wider ihn. Dieser wurde des Diebstahls überführt und an den Galgen gebracht. Sein Traum von der Erhöhung erfüllte sich also buchstäblich. Es war ihm aber sehr unangenehm.

6. Der vom Galgen gerettete Sünder.

Einstmals wollte der Abt vom Kloster Sittichenbach einen armen Sünder hängen lassen. Das Hochgericht stand aber an der Bornstedter Grenze. Wie nun der Verurteilte die Leiter emporklettern sollte und sich wohl gestraubt haben mag, den hängenen Halschmuck sich anlegen zu lassen, kugelte er in das Bornstedter Gebiet hinab. Hier hatte aber der Abt nichts mehr zu sagen. Er nahm also schleunigst Reißaus, sodaß der Abt das Nachsehen hatte. So wird wenigstens nach der Aussage eines 86jährigen Alten berichtet.

7. Curiosa über die Mönche von Sittichenbach.

Ueber das Kloster und über seine Mönche gingen allerlei Fabeleien noch im 17. Jahrhundert um. Die Sittichenbacher Mönche sollen sehr reich gewesen sein und sogar die Münzgerechtigkeit besessen haben. Als ein Zeugnis dafür hielt man eine Silbermünze, die man im Kloster gefunden hatte. Sie war ziemlich dick wie alte römische Münzen und von feinem Silber. Auch fand man ein anderes Geldstück, wie ein Taler groß, nur etwas dicker.

2

Wiederholt haben sich auch im Kloster viel Gespenster sehen und hören lassen. So erschien einmal in dem alten Gebäude am hellen Tage zwischen 11 und 12 Uhr eine ganze Prozession Mönche mit einem vorgetragenen Kruzifix aus einem Keller kommend, in dem sie, nachdem sie die Prozession vollendet hatten, wieder verschwanden. Ebenso ist manchesmal zur Mitternacht auf dem vorderen Klosterhof ein gespensterhaftes Getümmel gehört worden, als wenn der Hof voller Reiter gewesen sei. Man erblickte auch einen Mönch, der zum Bache ging, dort seinen Papagei wusch, in der Sonne trocknen ließ und zur Kirche mitnahm.

„Es findet sich auch“, wie der Gerichtshalter Andreas Lachs aus den Jahren 1620/1630 hierzu berichtet, „nahe dem Kloster ein Loch, das wie ein Fuchslotz anzusehen ist. Es geht durch einen harten Felsen gar weit durch festes Gebirge. Im Eingange ist es so enge, daß man auf dem Bauche kriechen muß, im Innern ist es aber sehr weitläufig ausgearbeitet, daß man aufrecht in ihm arbeiten kann. Es wird darinnen nach einer gelben Erde, deren Ader etwa zwei Finger breit durch einen harten Felsen streicht, gegraben und noch jährlich weggetragen. Es kann wohl sein, weil in solcher Erde ein fixer guldischer Sulphur (Schwefel) vermutet wird, daß die Mönche eine chemische Arbeit hier vorgehabt haben. Jedoch will ich dies nicht gewiß behaupten.“

8. Von verborgenen Schätzen im Kloster zu Sittichenbach.

Von 1620 bis 1630 erzählt der damalige Gerichtshalter zu Sittichenbach, Andreas Lachs, folgendes: In dem Siebel des steinernen Ruhstalles im Hofe fand ich einen roten quadratischen Sandstein eingemauert, in dem eine merkwürdige Figur eingemeißelt war, die mir allerlei Nachdenken erweckte, ob ich ihre Deutung nicht erfahren könnte. Endlich verständigte ich mich mit Herrn Christoph Walter, vornehmen und berühmten Medico und Chymiko allhier in Eisleben, und bat ihn, daß er mit mir nach Sittichenbach ginge, um die Figur in Augenschein zu nehmen. Er erklärte sofort, er hielt sie für eine Figura chymica und von großer Wichtigkeit, sie zeige einen großen Schatz an, er wolle es aber nicht gewiß behaupten, jedoch kenne er in Erfurt einen alten erfahrenen Mönch, der hätte das Spe-

culum Salomonis, der solle bessere Deutung geben. Wie er nun einstmals den Mönch nach Sittichenbach brachte und dieser die Figur besah, ging er mit seinem Speculo zu Räte, und nachdem er sich wohl bedacht hatte, fing er an zu reden: „Hilf Gott, in diesem Kloster ist ein mächtiger Schatz, ich hatte lange davon gehöret, diese Figur ist philosophisch, bedeutet denselben: denn der Scepter zeigt an, daß er eines Königreichs wert sei, der Löwe bedeutet die Tinktur, oder den lapidem philosophorum (Stein der Weisen), der Frater, der hinter dem Löwen knieet und 2 Finger über das aufgetane Buch hält, bedeutet die Person, die den lapidem verfertigt und solches gleichsam mit einem Eide beteuert, der Dreiangel aber gibt zu verstehen die starke Verwahrung solchen Schatzes, und daß den sobald niemand bekommen würde, und was des Dinges mehr gewesen.“ Weil aber der Erfurtische Mönch ein leichtfertiger Gast war, und wie michs däuchte, mit magischen Künsten umging und durch den Verwalter des Gutes, Hans Stiel, bald darauf von seinem Dienste und Donat Zimmermann an seiner Statt kam, hatte meine Gerichts-Bestallung ein Ende, deswegen ich nicht weiter an solche Sachen gedacht, es ist auch Herr Walter wie auch der Frater zu Erfurt längstens verstorben.

Andreas Lachs unterstützt aber seine Vermutung von verborgnen Schätzen der Mönche noch durch folgendes: „Zu meiner Zeit hat auch ein Kürschner bei dem Verwalter gearbeitet und dessen Kindern Pelze gefüttert, der erst vorm Jahre in Eisleben gestorben ist. Der hat berichtet, daß sein Großvater ein Maurer gewesen, der hätte den Mönchen zu Sittichenbach neben einem Gesellen einen Eid geschworen und länger denn ein ganzes Jahr hindurch heimliche Gewölbe machen müssen. Die Mönche hätten sie alle Sonnabende stattlich belohnt, endlich aber wären sie alle beide verschollen, und man hätte nicht erfahren können, wohin sie gekommen.“

9. Die goldene Kutsche im Sittichenbacher Teiche.

In dem Sittichenbacher Teiche hat man eine goldene Kutsche versenkt, um sie nicht in die Hände von anrückenden Feinden fallen zu lassen. Aber es sind auch noch manche andere Schätze daselbst verborgen worden.

10. Der Schäferstein.

Bei Bischofrode nach Sittichenbach zu steht ein uralter Kreuzstein. Unter ihm sollen zwei Schäfer begraben sein, die sich beide im Streit um die Grenze ihrer Weiden ums Leben brachten.

11. Die Hexenverbrennung zu Sittichenbach 1608.

Zu Sittichenbach hatte man im Sommer 1608 eine Frau G. J. gefangen, die man der Hexerei und der Buhlerei mit dem Teufel beschuldigte und der man durch allerlei Folterqualen die unsinnigsten Geständnisse erpreßte. Ungeachtet ihr Ehemann noch am Leben, hätte sie schon vor 28 Jahren mit dem Teufel Unzucht getrieben und er sich Lucas, sie aber Margaretichen genannt, so er das erstemal zu Königshofen zu ihr gekommen und ihr gesagt, daß sie ihr Lebelang genug haben sollte, nach vollendeter Unzucht habe er ihr einen Taler gegeben. Dann sei er noch zweimal bei ihr gewesen, einmal zu Treben, das andere Mal zu Reuschen. Als sie im Felde Holz gerodet, sei er zu ihr gekommen, in weißen Strümpfen und leinem Kittel und einen Braunschweiger Hut hätte er auf dem Kopfe gehabt, hätte ihr zu Treben 18 Groschen, zu Reuschen 1 Taler als Belohnung gegeben. Dann wieder hätte er in Rothen-schirnbach nach 6 Jahren sie besucht und auch wieder einen Taler gegeben. Als sie nun in Haft und in den Turm gekommen, hätte er sie wieder besucht, Unzucht mit ihr getrieben, sie vermahnt, sie solle nichts schreiben, hätte ihr aber nichts gegeben. Bald darauf sei er wieder gekommen, hätte sich wieder mit ihr zu schaffen gemacht und dann ihr geraten, sie solle sich erhängen, hätte ihr auch einen Strick gereicht. Sie wollte es aber nicht, da hätte er den Strick wieder mitgenommen. Sie hätte aber weiße Elben, die wie Raupen ausgesehen, bekommen und sie zur Zauberei benutzt, wie denn auch ihr Buhle ihr solche gegeben. So hätte sie diese in Branntwein zergehen lassen oder in Kuchen klein gerieben und gebacken, wer dann das tränke oder esse, solle an Leib und Gliedern übel geplagt und gemartert werden. Ferner hätte ihr der Buhle Lukas geraten, dem Rinde der Matthes Güntherin ein böß Gesicht zu machen, indem sie es angesehen und angehaucht und gesagt: „Ich

wollte, daß du blind wärst“. — Auch habe sie auf den Pfarräckern von Rothenschirnbach mit ihrem Messer einen Ring gemacht und 3 Elben darein gesteckt und vergraben, sodaß, wer darüber ginge, lahm würde und Reizen in den Gliedern bekäme, welches dem Pfarrer gegolten hätte, weil er sie auf der Kanzel öffentlich als Zauberin außgeschrien hätte. — Wegen aller dieser Zauberei und wegen der Buhlerei mit dem Teufel wurde sie von Rechtswegen mit dem Feuer vom Leben zum Tode nach dem Urtheilspruch der Leipziger Schöffen verurteilt und also verbrannt auf Geheiß des Verwalters Rudolf Sonneberg.

12. Ein anderer Hexenprozeß zu Amt Sittichenbach 1622.

Die verhaftete M. L. hat nach scharfer Inquisition (vermöge allerlei furchtbarer Torturen) gestanden: sie habe die Zauberei ungefähr vor 18 Jahren von den Geschwistern, die vordem wegen Zauberei im Amte Sittichenbach verbrannt wurden, gelernt. Ihr Junker, der böse Feind, sei in Gestalt eines armen Mannes zu ihr gekommen, im schwarzen Kleid, schwarzen Hut mit gelbem Federbusch, in roten Strümpfen und mit einem Kuhfuß und habe gesagt, sie müsse in alle Ewigkeit sein Eigen sein, habe sich Hans genannt und ihr einen Groschen nach vollbrachter Unzucht gegeben. Sie hatte 5 Elben nach 4 Wochen bekommen, die habe sie der Margarethe Hirt ins linke Bein gezaubert. Ein andermal habe er sie besucht, als ihr Mann auf der Scheune gewesen, und sich mit ihr auf der Erde in der Stube zu schaffen gemacht, hätte graue Kleider und einen Hut mit braunem Federbusch, gelbe Strümpfe angehabt und den rechten Fuß wie den vom Esel gehabt und hätte ihr nur 3 Pfennige als Lohn gegeben. Sie hatte darauf 3 Paar böse Dinger (Elbenwürmer) geboren, die sie der Justina Still ins linke Bein gezaubert, daß diese große Schmerzen gehabt. In den 18 oder 19 Jahren sei ihr Buhle so oft bei ihr gewesen, daß sie es nicht zählen könne; erst gestern noch im Turm hätte er sie besucht, in der Zeit ihrer Gefangenschaft schon fünfmal, hätte aber nicht mehr denn 3 Pfennige Lohn gegeben. — Sie gestand auch, daß sie durch Zauberei den Rügen des Försters die Milch genommen, die der Teufel ihr zugewendet, davon sie Käse gemacht, in die sie die bösen Dinger getan, daß wer sie äße krank würde. Dem Förster habe sie geschadet, weil er

8

sie früher als alte Hure gescholten habe. 18 Jahre habe sie mit dem bösen Feind ihren Bund gemacht und wenn diese Zeit um wäre, würde er ihr den Hals brechen und in die Hölle bringen. — Daraufhin wurde die Gefangene als Zauberin durch die Leipziger Schöffen mit dem Feuer vom Leben zum Tode verurteilt und also auch verbrannt und hingerichtet.

13. Die geizige Amtmannsrau.

Es lebte einmal auf der Domäne Sittichenbach eine Amtmannsrau, deren Geiz keine Grenzen kannte. Als nun eines Tages eine Bergmannswitwe, deren Mann im Schachte verunglückt war, mit ihren zwei Kinderchen zu dieser reichen Gutsfrau kam und um ein Almosen bat, wurde sie vom Hofe gejagt. Das jammerte die Küchenmagd, sie rief das Bettelweib zurück und reichte ihr zum Fenster hinaus ein Stück Brot. Das hatte die geizige Pächterfrau bemerkt und geiferte gegen die barmherzige Magd: „Nun weiß ich, daß ihr zu viel zu essen habt, das muß anders werden“. Sofort wurden alle Lebensmittel unter Verschuß genommen und zu den Mahlzeiten nur dürftig unter das Gefinde verteilt. Einzig am herrschaftlichen Tisch war Ueberfluß. Was dort übrig blieb, sollte zum Schweinefutter genommen werden. Als einst nach dem Abräumen des Tisches die Küchenmagd besonders viele Speiserefte hinausgetragen hatte, schlich die Frau argwöhnisch ihr nach und sah, wie das Mädchen eine Brotrinde und einen Knochen zu sich nahm. Sofort schlug sie ihr auf die Hände, sodaß der Raub zu Boden fiel, und warf alle Brosameln in das zur Aufnahme des Viehfutters bestimmte Faß.

Diese Greultaten bewirkten, daß die geizige Amtmannsrau nach dem Tode im Grabe keine Ruhe fand. Alltäglich sahen die Mägde, wie sie mit den Schweinen aus einem Troge fraß. Da ließ der Amtmann sie durch einen Jesuiten bannen. Dieser gab ihr ein Sieb in die Hand, mit dem sie den großen Schloßteich ausschöpfen sollte.

14. Der Bauernkrieg bei Osterhausen 1525.

Als die Bauern im Jahre 1525 durch die fanatischen Reden Thomas Münzers in Mülhausen in Thüringen

sich erhoben und plündernd, sengend und zerstörend durch die Lande zogen, sanken viel Klöster und Schlösser vor ihrer Wut in Trümmer. Adel und Geistlichkeit wurden verfolgt, sodaß allein in Thüringen und im Osterlande 300 adlige Sitze und Klöster zerstört wurden. Endlich nahte auch der Herrschaft Querfurt der schreckliche Aufruhr. Dicht an ihrer nordwestlichen Grenze hielt sich ein solcher Bauernhaufen versammelt, in der Absicht zu dem Rebellensheere in und bei Frankenhausen zu stoßen. Er zog nach Sittichenbach, plünderte alles aus und übernachtete mehrere hundert Köpfe stark in dem zum Kloster Sittichenbach gehörigen Dorfe Osterhausen. Der eifrig lutherisch gesinnte Graf Albrecht VII von Mansfeld hatte beizeiten Nachricht hiervon erhalten und kam dem bedrängten Kloster zu Hilfe. Mit 60 Reitern und mehreren Hakenbüchsen umringte er das Dorf Osterhausen und ließ dasselbe an mehreren Enden anzünden. Die nichts ahnenden Bauern, so überfallen, dachten an keine Gegenwehr und suchten sich durch schleunige Flucht aus den Flammen zu retten, in denen nur einige Kinder und Erwachsene bei der allgemeinen Verwirrung umkamen. Die fliehenden Bauern, mehr als 200, nach anderen nur 70, wurden von den nachfolgenden Reitern des Grafen Albrecht niedergehauen, und die wenigen, die sich in den nahen Wald gerettet hatten, irrten hier hilflos herum und erreichten endlich die Bauernarmee, die am 15. Mai 1525 auf dem Schlachtfeld zu Frankenhausen gänzlich geschlagen und vernichtet wurde.

Die beim Dorfe Osterhausen Getöteten wurden bei einer großen Linde vor dem ebenfalls zum Kloster Sittichenbach gehörigen Dorfe Rothenschirmbach eingescharrt, und es wurden mehrere große Steine, worauf Heu- und Mistgabeln, Spaten, Flegel und dergleichen, die gewöhnlichen Waffen der Bauern, ausgehauen waren, auf die Gräber gelegt. Man wollte hierdurch anzeigen, daß der Bauer bei seinen Acker- und Wirtschaftsgeräten bleiben und nicht zum Schwerte greifen solle.

15. Der Kreuzstein und die drei Linden vor Rothenschirmbach.

Die bei Osterhausen getöteten Bauern wurden in ein großes Loch, das man bei drei Linden vor dem Dorfe Rothenschirmbach machte, eingescharrt. Man setzte einen

(oder mehrere?) Kreuzstein auf die Stelle, auf welchem die Wehr und Waffen der Bauern eingehauen waren. Dieser Kreuzstein war noch 1753, als Dietmann über die Niedermehelung der Bauern, deren Zahl er, allerdings stark vergrößert, auf 1000 angibt (es sind nur 200 oder gar 70 gewesen!) schrieb, vorhanden. Er stand zwischen dem Angertweg und der Quersfurter Straße. Jetzt ist er verschwunden.

Von den drei Linden am Südausgang des Dorfes, innerhalb deren das Bauerngrab lag, wurde um 1850 eine wegen der Separation abgehauen. Eine zweite verschwand in den nächsten Jahrzehnten. Die dritte fiel als ein Opfer des starken Sturmes in der Nacht vom 12. zum 13. Januar 1930. Ihr Stamm hatte einen Umfang von 3,60 m, ihre Höhe betrug 24 m, ihr Alter war etwa 450 Jahre.

16. Beißerspuk unter der Linde.

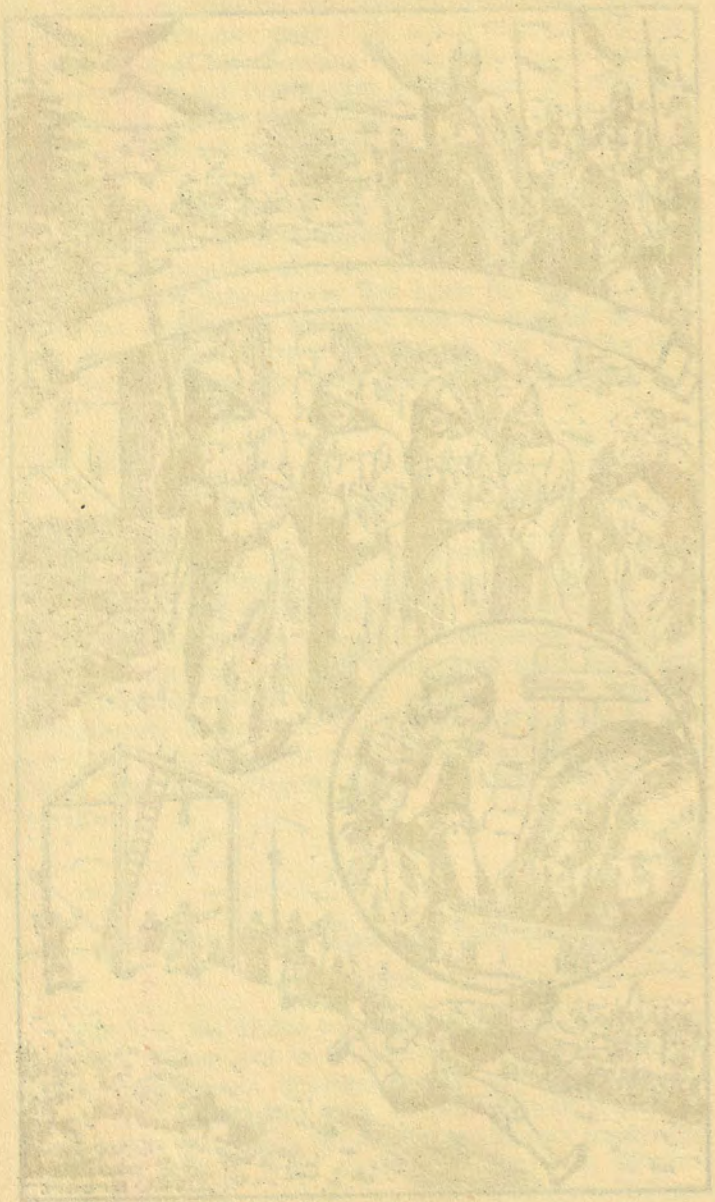
Unter der alten Linde vor Rothenschirmbach ist es in der Nacht des 5. Mai nicht recht geheuer. Noch immer gehen alsdann die dort eingescharten Bauern herum, die am 5. Mai vom Grafen Albrecht in Osterhausen umzingelt, niedergehauen und in einem Massengrab unter der Linde von Rothenschirmbach beerdigt wurden. Man sieht sie schwarzberußt umhergehen wie damals, als sie sich so unkenntlich machten, daß sie die Schwarzen genannt wurden, ebenso mit ihren Flegeln, Sensen, Gabeln und Spaten bewaffnet.

17. Paulina, eine Heilige des Quersfurter Landes.

Paulina, die Nichte des Bischofs Werner von Merseburg, die Tochter des in der Quersfurter Gegend reich begüterten vornehmen Moricho wurde, erst 16jährig, mit einem sehr angesehenen und reichen Manne 1083 verheiratet. Als dieser bald bei einer Feuersbrunst ums Leben kam, ging auf den Druck ihrer Verwandten hin Paulina nochmals eine Ehe ein, wohl mit einem Edlen von Schraplau, 5 Kinder entsprossen dieser Ehe. Die fromme Frau bewog ihren Mann und ihre Eltern zu einer Pilgerfahrt



Textbild zu Nr. 2. 7. 13. 6.



THE UNIVERSITY OF CHICAGO

nach Rom, ja sie selbst mit ihrem Gatten erweiterte die Reise bis nach St. Iago di Compostella in Nordwestspanien. Als 1108 ihr Gatte starb und feierlich beim Dom von Merseburg in einer von ihr gestifteten Kapelle begeset war, widmete sie sich ganz ihrem frommen Plane, eine größere geistliche Stiftung zu gründen. Sie reiste 1108 zum zweiten Mal nach Rom und holte sich beim Papst Paschalis II Rat und Zustimmung zu ihrem Vorhaben. Ihre Mutter starb unterdessen und ihr Vater ging als Mönch in das schwäbische Kloster Hirschau. Paulina suchte nun ein abgelegenes stilles Waldtal im Thüringer Gebiet, wo heute Paulinzelle steht, auf, errichtete dort eine Klausnerei und eine der Maria Magdalena geweihte Kapelle. Zu dieser Einsiedelei zog sie 1109 mit mehreren Gefährtinnen und ihren Töchtern, die sie zum Nonnentum bekehrt hatte. Ihr noch allein lebender Sohn Werner, der auf einer Burg in der Nähe seines Hauptgutes Gatterstedt wohnte, bekehrte sich endlich nach vielen Bemühungen, folgte ihr zum Längwizgau und bezog dort bei der Klausnerei seiner Mutter eine Einsiedelei. Nun kamen so viel Klausner und Klausnerinnen in jenes Waldtal, daß man eine Ansiedlung für Männer und eine für Frauen trennen mußte. Schon 1111 befand sich Paulina wieder in Rom, um die Erlaubnis vom Papst zu erhalten, ihre Mönchs-siedelei in eine Benediktinerabtei zu verwandeln. Mit dem apostolischen Segen versehen, reiste sie nach Deutschland zurück, brach aber den Arm. Raum geheilt reiste sie im Februar 1112 nach Kloster Hirschau im Schwarzwald. Sie wollte sich dort einen Abt für ihr Mönchskloster unter den Mönchen aussuchen. Aber unterwegs verfiel sie in eine schwere Krankheit, bei Würzburg im Kloster Münster-schwarzach mußte sie zurückbleiben, während ihre Begleiter nach Hirschau reisten, von wo sie mit dem frommen und gelehrten Mönche Gerung als zukünftigen Abt von Paulinzelle zurückkehrten. Es war ihre letzte Freude. Gerung konnte noch die Sterbende trösten, die am 14. 3. 1112 verschied. Nach ihrem Willen bettete man ihren Leichnam in eine Lade und brachte ihn nach Thüringen, wo er vor dem Altar der von ihr gestifteten Maria-Magdalenen-Kapelle bestattet wurde. Wie im Leben, so noch im Tode verrichtete sie Wunder. Die katholische Kirche hat der Paulina Reclusa den 14. März geweiht.

Paulina entstammt dem Querfurter Land. Die ersten Besitzungen des Klosters waren ihre Güter gewesen, also Ländereien zu Gatterstedt, Bunsdorf, Rothenschirnbach,

ein Wald bei Farnstedt und eine Hufe Land zu Eigelwartesdorf.

18. Die verunglückte Klostergründung in Rothenschirmbach.

Als Paulina 1112 gestorben war, wollten die Mönche dieses neu gestifteten Klosters nicht länger in dem einsamen, weltverlorenen, waldigen Längwitzgau bleiben. Sie hatten durch Werner, den Sohn Paulinas, reiche Güter in der Gatterstedter Gegend erhalten und beschloßen nun in der Mehrzahl das Kloster in die Quersfurter Gegend, wo sie ja jetzt den meisten Besitz hatten, zu verlegen. Auch das Schiedsgericht hoher Geistlicher fiel zuletzt günstig für den Auszug aus, sodaß sich der Abt Gerung fügen mußte. So wanderten wohl um 1113 die Mönche aus, nur ein Mönch blieb an der Ruhestätte Paulinas zurück, nicht wissend, daß seine Brüder heimlich ihre Leiche als kostbare Reliquie für das neu zu bauende Kloster mit sich führten. Auch die Nonnen blieben in Marienzelle, das nun zu Ehren der Stifterin Paulinzelle genannt wurde, zurück.

Bei Rothenschirmbach machte man Halt. Hier besaß man Gebiet, nicht weit vom Dorf. Hier sollte der Bau begonnen werden. Man schlug Zelte auf, wohnte in diesen und ging mit großem Eifer ans Werk. Doch bald wurde man durch mancherlei entmutigt, man hatte Mangel an Bauholz (!), vor allem fand man kein Wasser, sodaß man schon dachte, das Kloster ins Dorf selbst zu verlegen, doch fürchtete man durch den Lärm der weltlichen Arbeiten in den Andachten gestört zu werden. Schon wollten die Mönche gern wieder zur alten Stätte im Längwitzgau zurückkehren, als der Traum eines Bruders Schwarz, eines Verwandten Paulinens, der angeblich von der heimlichen Entwendung der Gebeine Paulinens nichts wußte, sie vollends zur Umkehr bestimmte: Paulina beklagte sich im Traume, daß man ihre Ruhe störe und ihre Gebeine nach einem andern Ort geschafft habe. Zu allem diesem kam die Aufforderung des Grafen Sizzo von Reverbunburg, als Schirmvogt von Paulinzelle verlangte er die Rückkehr der Mönche, er versprach ihnen Schutz und Gnade, wenn sie gehorchten, andernfalls aber drohte er, ihre Niederlassungen an anderen Orten zu hindern, soweit seine Macht reichte. Da stand es bei den Mönchen fest, so schnell wie möglich in ihr Waldtal zurückzukehren. Da man aber

fürchtete, daß die Bewohner von Rothenschirmbach, welche die Klostergründung der Mönche mit Freuden begrüßt hatten, jetzt die Mönche an ihrem Weggange hindern würden, so erfann man eine fromme Täuschung und zog schließlich in Nacht und Nebel davon. In Paulinzelle selbst förderte man nun den Bau, sobald man angelangt, mit allen Kräften, und bald gelangte das Kloster zu hoher Blüte und großem Ansehen.

Wo jedoch bei Rothenschirmbach damals die Mönche ihren Klosterbau begonnen hatten, läßt sich nicht mehr genau feststellen. Man wird jedoch die Zelläcker, die 1541 im Sittichenbacher Güterverzeichnisse angegeben wurden, als ehemaligen Besitz des Klosters Paulinzelle annehmen dürfen. Möglich ist es auch, daß der Kilianshagen in der Nordostecke der Rothenschirmbacher Flur die Stelle bezeichnet, wo der Klosterbau unternommen wurde, weil dieser ehemalige Waldbezirk im Sittichenbacher Güterverzeichnis der Kilges-Hain d. h. Kirchen-Hagen genannt wird. Grade im Munde der meist aus Schwaben stammenden Mönche kann die Form Kilche statt Kirche nicht Wunder nehmen.

20. Der Wodenberg (Wödenberg) bei Oberfarnstedt.

Der uralte Sturm- und Totendämon *Wode*, der sich erst später zum Kriegs- und Siegesgott *Wodan* entwickelte, dieser *Wode*, der noch in ganz Niederdeutschland als wilber Jäger *Wode* oder *Gode* fortlebt, der in den Bergen mit der Schar seiner Toten haust, aus ihnen besonders in den stürmischen zwölf heiligen Nächten herausfährt und in wilber Jagd über die Wälder und Stätten der Menschen dahinbraust, hat noch heute besonders in Niederdeutschland verschiedene Berge und Höhen seiner ehemaligen Verehrung und der Bestattung seiner Toten aufzuweisen, so auch im Quersfurtischen. Nördlich von Oberfarnstedt zieht sich der Wödenberg (Wodenberg) etwa 240 m ü. M., ein weitblickender und sturmunwehler Bergücken, dahin. Bis etwa 1850 trug er auf seiner Höhe wie auf den Nord-, Süd- und Westabhängen prächtigen alten Eichenwald. Damals gehörte er den Herren von Geusau, dann wurde er von der Zuckersabrik Wahren aufgekauft und bis auf einen geringen Rest auf der Westhälfte des

Berges ausgerodet. In diesem Stück Wald, dem „Kleinen Holze“ wurde das Gut Bergfarnstedt erbaut.

Auf den Bergen, die dem Sturm- und Totengott geheiligt waren, setzten unsere Vorfahren ihre Toten bei, und so hatten sich auch auf dem Wödenberge eine Menge vorgeschichtlicher Gräber gefunden, sie bargen Urnen aus Stein-, Bronze- und Eisenzeit, Schwerter und Lanzenspitzen, Beile und Aexte. Freilich in der Steinzeit, im Zeitalter des Animismus, der Entwicklung des Seelenglaubens, auf den zu schließen die Arten der Bestattungen zulassen, ist an Wode noch nicht zu denken, erst in der folgenden Periode des Dämonismus. So entwickelt sich schon in der älteren Bronzezeit der furchtbare Sturm- und Totendämon Wode, zunächst in tierischer Gestalt als ein riesengroßes wildes schwarzes oder helles Pferd (die Wetterwolke) rast er wiehernd durch die Lüfte, seine übernatürliche Schnelligkeit deuten acht Füße an: den letzten Ausklang dieser Gestalt vernehmen wir in dem nordischen Sleipnir, dem Rosse Odins. Da man sich die Seele als einen Hauch, einen Windzug vorstellte, fuhr sie in dem Winde, in dem Sturme dahin, und der Sturmdämon mußte notwendig ihr Gebieter, der Totendämon, werden. Das ließ den Wode allmählich zum Gotte und später zum obersten Gotte bei den meisten Germanen in den nachchristlichen Jahrhunderten emporsteigen.

Der Name Wode ist herzuleiten aus dem germanischen wōdaz=wütig, rasend, er bedeutet also der Wütige, Rasende und auf das wilde Heer übertragen, „Das wütige, rasende Heer“. Das Adjektivum wōdaz wird zum gotischen wōds (wütend, befehen), zum altnordischen odhr (wütend), zum angelsächsischen wod (toll, wütend) und zum althochdeutschen wuot. Es entwickelte sich Wod zum Eigennamen, so wird im angelsächsischen Gedicht Widsid Wod als Name eines thüringischen Königs erwähnt. — Dagegen ist der Göttername Wodan ein erweiterter und aus Wodanaz abzuleiten, das etwa „Herr der Wütigen“ bedeutet, er ist der Name des später immer mehr veredelten und erhöhten Gottes geworden, der neben Sieg und Krieg auch Ernte, Kultur, Wissen, Zauber und Runenkunde beherrschte und verlieh.

Der Wödenberg, sturmbraust und weit in das Land blickend, — sieht man doch nach allen Richtungen wunderbar weit und schön, so die Stadt Halle, die Dölauer Heide, den Petersberg und ehemals den blauen Spiegel des Salzigigen Sees, nach Westen viele reiche Dörfer bis zum Kyff-

häuser in der Ferne, im Süden Quersfurt, Stadt und Schloß, und die Vierdörfer — war recht zu einem Wohnsitz des Sturmdämons Wode geschaffen. In seinen Tiefen hauste er in den ruhigen Zeiten des Jahres, dann brach er mit den Scharen der Seelen, deren Körper hier oben bestattet worden waren, in den stürmischen Nächten des Herbstes und der winterlichen Sonnenwende auf, um von der freien Höhe in die weiten Lande zu fahren.

Auch das mag die Aufmerksamkeit unserer Vorfahren auf den Berg gezogen haben, daß die Zugvögel auf ihren Wanderzügen im Frühjahr und Herbst auf dem Berge Station machten, in der Vogelgestalt sah man ja oft die Toten dahinfahren, die Schlachtjungfrauen, die später zu den hegenhaften Walridersken (ursprünglich Walkyren, Walreiterinnen) herabsanken, zehrten als Krähen und Raben, Adler und Geier die Leichen, milder erschienen sie in jüngerer Zeit als Falken und wilde Schwäne in schneeweißem Gefieder. — Heilige Ebereschen spendeten hier oben die roten Beeren und ein schilfbewachsener Teich führt den Namen Vogelherd.

20. Die Grabhügel auf dem Woedenberg bei Oberfarnstedt.

Weit in die Steinzeit zurück, also 4000 Jahre vor unserer jetzigen Zeit, reichen die Grabhügel, die nördlich von Oberfarnstedt auf einer Berghöhe, auf welcher der Wald Unterweeden stand, der 1825 gerodet wurde, sich befanden. Die Grabhügel lagen im langen Zuge von Ost nach West auf der Südseite dieser Höhe längs der Kante. Auf dem westlichen Flügel dieses Zuges war eine Gruppe von 9 Hügeln. Der erste Hügel barg ein Steinhäus von kolossalen Platten, deren größte 7 Fuß lang, $2\frac{1}{2}$ Fuß breit und $1\frac{1}{2}$ Fuß dick war, die Decke bestand aus 5 Platten, die Längsseiten aus je 7 Kalksteinplatten von 3 Zoll Stärke, die Stirnseiten aus je einer Platte. Die Höhle war voll schwarzer Erde bis 6 Zoll unter den Deckplatten. Die Fugen waren sorgfältig mit Ton verstrichen. Ein 4 Zoll breiter und 1 Zoll tiefer Falz war in die Decke eingehauen, längs dieses Falzes auf der Grabseite lief auf allen vier Seiten ein schwarzer Strich. Der Boden war mit irdenen Gefäßen bedeckt, mehrere hatten Deckel mit Knöpfchen. Auf der Westseite lag ein Haufen mit Knochenasche auf dem Boden. Gefäße und Brandknochen rühren

zweifellos von einer Nachbestattung der jüngeren Bronzezeit her. In der Mitte lag ein Skelett, dabei kleine „kupferne“ Ringe, die im Feuer gewesen waren und wahrscheinlich zu den Brandknochen gehörten, ebenso eine Pinzette. Ueber den Deckplatten an der Westecke wurde ein Schädel gefunden.

Im zweiten Hügel befand sich ein Steinplattengrab aus dünnen Sandsteinplatten zusammengesetzt und mit starken Platten bedeckt, die ebenfalls mit einem stumpfgearbeiteten Falz versehen waren. Es war in zwei Abteilungen geteilt, in deren jeder ein Hodersskelett saß, mit Amphoren, Feuersteinmesserbeigaben. Der dritte Steinplattengrab hügel war zerstört, er enthielt vermoderte Skelettknochen, spätere Leichenbrandreste waren auf den Boden geschüttet worden, eine Stirnseite war umgefunken. Der vierte Hügel enthielt ein Grab, dessen Deckplatten auch mit Falz versehen waren. Das Skelett im Innern war schlecht erhalten und die Gefäße zertrümmert. Der fünfte Hügel barg ein kleines Steinplattengrab, darin saß ein Skelett und daneben lag ein Feuersteinmesser.

Auf dem östlichen Hügel des Unterweeden lagen 7 Hügel, die schon seit langem zerstört worden waren. Man fand nur in einem Spuren eines Skelettes und Trümmer eines Tongefäßes.

Auf dem Rodehügel $\frac{1}{4}$ Stunde von Oberfarnstedt dicht am Gatterstedter Wege fand man im Spätherbst 1841 ein großes Steinplattengrab von 8 Fuß Länge, $5\frac{1}{2}$ Fuß Breite, dessen eine Stirnwand mit einem runden Zugangslöcher von 20/21 Zoll Durchmesser versehen war, an dieser Seite schloß sich wohl eine Vorkammer an, es war diese von gleicher Breite und 5 Fuß Länge. Das Hauptgrab enthielt ein kleines Gefäß, einen Dolch von 7 Zoll Länge, eine kupferne Speerspitze sowie geringe Knochenreste, das Nebengrab eine schwarzglänzende Urne mit Triangelzeichnung mit vier flachen Henkelgriffen.

Noch eine ganze Anzahl alter Grabhügel mit Beigaben hat man im Laufe der Zeit gefunden. So 1898 westlich vom Rittergut einen niederen Hügel ohne Steinrinne mit Skelett und Steinbeil und Becher mit Schnurverzierung aus der neusteinzeitlichen Periode. Beim Umpflügen des Ackers wurden manche Funde an Urnen, Steingegenständen und bronzenen Sachen gemacht, die zum meist unbeachtet verlorengingen, zertrümmert oder irgendwie „verschleudert“ wurden. (Quersfurter Jahrbuch 1923). — Noch heutzutage bergen die hügelartigen Wöl-

bungen, die über den ganzen Höhenzug sich erstrecken, uralte Gräber.

Aus alledem geht hervor, daß der sturmmurmelnde Wödenberg viele Jahrhunderte hindurch eine heilige Begräbnisstätte war. Der Steinzeit (bis 2000 v. Chr.) folgten die Nach- und Neubestattungen der Bronzezeit. Die verschiedene Bestattungsart gewährt uns tiefe Einblicke in die Entwicklung des Seelenglaubens früherer Jahrtausende. — Schon in der Steinzeit dämmerte die Vorstellung auf, daß die Seele nicht verloren gehe, wenn der Körper erhalten bleibe. Darum richtete man die Steinkammern (die größeren waren wohl Begräbnisse der Häuptlingsfamilien) mit äußerster Mühe her, holte die riesigen Platten oft stundenweit her, verstrich die Fugen der Aufgestellten, ja brachte Löcher gewissermaßen wie Fenster in ihnen an. Gleichsam Paläste baute man den Toten, indessen man selber in Erdhöhlen oder eingegrabenen Lehmbauten wohnte. Die Seele lebte im Körper weiter, man setzte Gefäße, mit Speise und Trank (Milch) gefüllt, neben den toten Körper, die man von Zeit zu Zeit erneuerte. Schwanden Speise und Trank teils durch Eintrocknen, teils durch die Tiere, die sie heimlich verzehrten, dahin, bestätigte das nur den Glauben an die im Körper weiterlebende Seele. Nur selten legte man Steinwaffen in den Riesenstuben bei, man glaubte noch nicht, daß die Seele reise, wo sie Waffen benötigte. Die Vorstellung des Totenreiches war noch fremd. — Ein weiterer Fortschritt in dem Seelenglauben war es, als man annahm, daß die Seele frei herumschweifen könne, daß sie nicht dauernd an die Existenz des toten Körpers gebunden war. Jetzt verschwanden die großen Steinkammern, die kleinen Steinkisten kamen auf, die aus Platten, nicht mehr aus Blöcken hergestellt wurden, ja bald deutete man nur noch durch Steinsetzung den ehemaligen Brauch an. Waffen finden sich jetzt häufiger, die Seele trat ihre Reise an, wo sie der Waffen bedurfte, und das Ziel dieser Reise war das Totenreich, das tief unter der Erde sich befand. — In der Bronzezeit (2000—500 v. Chr.) erscheint die Leichenverbrennung: die Seele ist vollständig losgelöst vom Körper, den man sogleich nach dem Tode verbrannte. Kleine Dolche und Schwerter legte man den Urnen bei, welche die Seele auf ihrer Fahrt nach dem Totenreiche benutzen sollte, durch die Verbrennung des Körpers verliert die Seele ihre materielle Kraft (vgl. den Wiedergänger) und wird in das Totenreich gebannt. Sie ist ein Luft-

gebilde, eine Hauchseele, wie auch das Wort Seele (got. *jaiwala*, ahd. *seula*=*sēla*, angf. *sawol*) etwas „bewegliches“ = Luft, Wind, Hauch bedeutet. Jetzt erst erhebt sich in der Schar der Toten, der Seelen, der eine als Führer, der Sturmdämon, der Wode = der Wütige (Sturmeswut). Er wird der Herr des Totenreichs, dem im Sturme die Seelen als Wind, Luftgebilde aus dem Berge, in dessen Innerem sie hausen, folgen. Seine älteste Gestaltung ist das Pferd, das Tier der Schnelligkeit, das Bild des Windes und Sturmes, vielleicht noch in einer Zeit entstanden, da das Pferd noch nicht gezähmt war. Sein Wiehern glich dem Pfeifen und Heulen des rasenden Sturmwindes.

21. Der Heidenstein bei Farnstedt.

Bei Farnstedt unweit des Weinberges liegt ein pyramidalen Stein: 7 Fuß hoch und 7½ Fuß breit mit neun muldenförmigen Vertiefungen.

22. Heiratslösegeld in Oberfarnstedt.

In Oberfarnstedt bei Quersfurt erhielt der Gerichtsherr früher vor der Trauung von jeder Braut 3 Groschen, welche bis 1770 Punzengroschen hießen und als Lösegeld dienten. Brachte die Braut das Geld nicht vor dem Einläuten der Brautmesse, so durfte der Gerichtsherr durch den Landknecht das Hochzeitessen wegnehmen lassen.

23. Gänse als Retter.

Südlich von Eisleben liegt das Dorf Oberfarnstedt, welches nördlich vom Wödenberge, westlich vom Heiden- und Westerberge, südlich vom Windberge, auf welchem vier Windmühlen stehen, eingeschlossen ist. Nordöstlich vom Dorfe erhebt sich der Weinberg, der aber an seinem Ende auch Schnecken- oder Rudolfsberg heißt, weil ein früherer Besitzer von Oberfarnstedt, Rudolf von Geusau, ihn aufgefahren haben soll. An dem Wester- und Wödenberge entlang zog sich durch die Dorfflur bis nach Esperstedt hin

der Landgraben, der jetzt meist verschwunden ist, in welchem man aber schon oft Urnen, alte Münzen und menschliche Ueberreste gefunden hat.

Sowohl den Namen des Dorfes, wie den seiner ehemaligen Besitzer erklärt sich das Volk in folgender Weise: Während man in dem nahe gelegenen Dorfe Loderleben in heidnischer Zeit Widder geopfert habe, sei Farnstedt eine Farnopferstätte gewesen, und darum führte die Dorfgemeinde in ihrem (redenden) Siegel einen Ochsenkopf. — Ueber die Entstehung des Namens der Besitzer von Oberfarnstedt, der Familie von Geusau, wird erzählt, einst hätten dieselben mit Seeburg in Fehde gelegen. Als nun die Seeburger einmal versucht hätten, ihre Gegner zu überrumpeln, und deren Wächter geschlafen hätten, da seien diese noch zu rechter Zeit durch das laute Geschrei vorüberfliegender, wilder Gänse wach geworden und hätten sich und die ihrem Schutze Anvertrauten noch retten können. Das durch Gänse gerettete ritterliche Geschlecht habe sich seitdem „die von Gansauge“ genannt, was man später in „Geusau“ verderbt habe, und eine Gans als Wappentier angenommen.

24. Gerhard von Halle auf Farnstedt.

Um 1437 hauste ein Gerhard von Halle, jedenfalls ein Mitglied der adligen Sippschaft der Ritter von Geusau, auf dem Vorwerke Farnstedt. Dieser beherbergte einige Personen, die mit seiner Unterstützung hallischen Bürgern zwei Pferde geraubt hatten. Die hallische Bürgerschaft beschloß mit 600 Pferden sich zu rächen. Die Herren von Quersfurt, deren Gerichtsbarkeit Farnstedt unterstellt war, sahen jedoch darin einen Eingriff in ihre Rechte und legten sich mit 200 Pferden und 800 aufgebotenen Bauern in einen Hinterhalt, wurden aber überwältigt. Farnstedt wurde vor ihren Augen niedergebrannt und Gerhard mit seinen Genossen nach Halle in Haft geführt, aus der er sich zur vollständigen Sühne mit 2000 Gulden Wertes löslösen mußte. Einige Jahre darauf, 1455, fingen die Ritter Ulrich und Balthasar von Geusau (ihr Stammgut ist wohl Geusa bei Merseburg) aus Rache mit den Bürgern von Halle eine Fehde an, in der am 2. 6. 1455 Ulrich von Geusau mit einem Teile seiner Begleiter in die Hände der Bürger fiel, die ihn vier Wochen lang gefangen hielten.

Nur durch des Erzbischofs, des frommen und milden Friedrichs III., Verwendung erlangte er endlich seine Freiheit wieder, unter der Bedingung, daß er zusammen mit seinem Bruder sich am 28. 6. 1455 verpflichtete, während der nächsten drei Jahre je 4 Wochen mit 10 wohlgerüsteten Rnechten Kriegsdienste der Stadt zu leisten.

25. Die Schäferburg bei Gatterstedt.

In dem Flurstück „Alte“ oder „Neue Schäferburg“ bei Gatterstedt, 5 Kilometer nordnordwestlich von Quersfurt stand ehemals die Burg Werners, des Sohnes der heiligen Paulina aus ihrer zweiten Ehe mit Ulrich von Schraplau, der Gründerin des Klosters Paulinzella im Längwitzgau in Thüringen. Lange Jahre hatte er vom Mönchtum nichts wissen wollen, zu dem die fromme Mutter ihn befehlen wollte, da sie im weltlichen Leben des Sohnes nur die Fallstricke des Satans sah, durch das seine Seele ewig verloren wäre. Sie zürnte ihm zuletzt so, daß sie seine Wohnung gänzlich mied. Endlich auf einem Hoftage in Goslar 1109 beschloß er, aller irdischen Eitelkeit zu entsagen, und kehrte in die Heimat zurück, berief seine Mutter zu sich, und zum Zeichen seines aufrichtigen Willens, ein neues gottgefälliges Leben zu beginnen, verbrannte er seine Burg zu Gatterstedt, damit ihm die Rückkehr ins Rittertum für immer verwehrt sei. Nun folgte er seiner Mutter nach Paulinzella und bezog dort bei ihrer Klausnerzelle eine Einsiedelei. Aber erst nach dem Tode Paulinens 1111 tat Werner Profoß und lebte nun gottselig bis zu seinem Tode im Jahre 1123. Seine Güter vermachte er wohl dem Kloster Paulinzella. 1140 bestimmte der Abt Heinrich von Hersfeld, daß das Kloster nur tres scocones für jede Hufe von den ihm, dem Abte zehntpflichtigen Allodialgütern zahlen sollte, die Neurodungen hingegen sollte es zehntfrei besitzen. 1141 bestätigte Bischof Rudolf von Halberstadt die Zehnten von Neubruchäckern bei Gatterstedt dem Kloster.

26. Die Gatterstedter Glocken.

Vor dem Dorfe Gatterstedt bei Quersfurt liegt eine alte dem heiligen Petrus geweihte Kirche, auf deren Turme ein paar wohlklingende Glocken hängen. Die klangen den

Herrn auf dem Schlosse zu Quersfurt so schön in die Ohren, daß sie den Entschluß faßten, sie auf einem Turme ihres Schlosses aufzuhängen, und die Gatterstedter mußten sich gefallen lassen. Aber als nun die Glocken in Quersfurt geläutet werden sollten, da gaben sie keinen Klang, ein Zeichen, daß sie in Gatterstedt bleiben wollten, und weil sie auch ferner stumm blieben, so mußten sie wohl oder übel wieder nach Gatterstedt zurückgebracht werden, wo sie ihren Klang sofort wieder bekamen.

27. Der „Kranz“ bei Ruckenburg.

Ueber dem Dorfe Ruckenburg am rechten Ufer der Weida erhebt sich der Kranzberg. Er ist ein Ausläufer der östlich gelegenen Hochfläche, die sich zungenförmig nach Westen erstreckt, also daß der Kranzberg nördlich, westlich und südlich steil abfällt und vom Weidenbach im Tale bespült wird. Die Ostseite ist nicht natürlich fest. Auf dem Kranzberge befindet sich eine fast kreisrunde Burgstätte: Reste uralter vorgeschichtlicher wie mittelalterlicher Befestigungen. Der Kranzberg war schon manche Jahrhunderte vor Christi Geburt mit einer Wallburg gekrönt. Ein großer Ringwall umschloß die Zufluchtstätte, die jetzt als Acker benutzt wird. Nach Osten sind noch zwei Vorwälle zu erkennen. Zwischen einem solchen Vorwall und dem Umfassungsring machte man 1901/02 schöne vorgeschichtliche Funde. Ein Knecht hatte ein Schwert und einen anderen Gegenstand 1901 ausgeackert, darauf grub man im Frühjahr 1902 nach und fand einen prächtigen Depotsfund: Waffen wie Schmuckgegenstände aus der Hallstattperiode, also etwa um 600 vor Christi Geburt. Das größte Stück war ein Bronzeschwert mit angegossenem Griff, welcher genau der Hand angepaßt war, dann eine Lanzenspize mit Hausmarke (Besitzmarke), ein Hohlkehl zum Gießen, mehrere Wurfspierspizen, 2 Messer echter Hallstattform und eine Sichel. Das eine Messer war dadurch besonders interessant, daß es eine bronzegelötete Bruchstelle besaß. Weiter fand man mehrere schwere Armringe, auch einige flache Ringe, die vermutlich als Geld benutzt wurden, ein aus aufgereihten Ringen bestehendes Schmuckstück und eine ganze Anzahl langer Gewandnadeln. Die meisten Funde stammen aus der Westschweiz. Knochen und Scherbenreste fand man nirgends, auch nicht eine Spur von Eisen.

Im Mittelalter hatten die Herren von Quersfurt eine Wartburg in die vorgegeschichtliche Wallburg hineingebaut, die wohl noch bis zum 30jährigen Kriege gestanden hat, von der noch 1860 deutliche Spuren von Gräben, Wällen, Türmen und Mauern, mit Erde bedeckt, zu erkennen waren. Von der Umfassungsmauer, dem „Kranze“, stehen auf der Westseite noch Mauerreste. Auch an der Südseite war im Acker ein von Steinen stark durchsetzter Strich bemerkbar. Vielleicht war, wie Quersfurt schon um 924/932 als Burg mit Ansiedlung vorhanden war, dies auch mit Ruckenburg der Fall. Die Sage geht, daß ein unterirdischer Gang von der Burg eine halbe Stunde ins Land geführt habe, oder nach der unterhalb des Berges gelegenen Ziegemühle, und daß die Burg auch als Raubburg gedient und ein Schlupfwinkel für Räuber gewesen sei. Die umliegenden Höhen führen noch heute den Namen „die Kranzberge“, die östlich und südöstlich an den Kranz sich anschließende Stelle heißt der „Kranzhof“, wo sich hohlklingende Stellen befanden. Man nannte die Befestigung die Ruckenburg oder kurzweg den „Kranz“.

28. Ruckenburg.

Ruckenburg im Tale der Querne ist einer jener urkundlich belegten ältesten Orte im Kreise Quersfurt, die nämlich das dort Cucunburc. Die Ableitung des Namens ist unsicher, vielleicht bedeutet es die Burg eines Gogo. Falsch ist es, den Namen von der späteren Warte „dem Ruck ins Land“ abzuleiten, welche die Herren von Quersfurt gewissermaßen als Vorposten ihres Schlosses in das Land vorschoben, wie ja auch die Eichstädter Warte diesen Zweck hatte. — Im Mittelalter hatten die Mönche von Sittichenbach ein Klostergut hier im Tale, sie hatten 1201 für 73 Mark Silber von dem Ministerialen Heinrich von Wolferstedt 4 Hufen Acker, die Mühle, einen Obstgarten und 5 Hoffstellen erkaufte. Schon in den nächsten Jahren, so 1205, erweiterten sie den Besitz, so noch 1243 durch einen Weinberg, den sie für 25 Mark von Burkardt, Edlem Herrn zu Quersfurt und Burggrafen von Magdeburg, erwarben. 1482/83 gerieten die letzten Quersfurter, Brun der Ältere und Brun der Jüngere in Zwist mit dem Abte Georg von Sittichenbach wegen des Klostergutes. Der Abt beklagte sich bei Herzog Wilhelm von Sachsen, daß Brun den Klosterhof in Besitz genommen habe nur aus dem Grunde, weil er in

seiner Herrschaft belegen sei, er wolle ihnen dafür 14 rheinische Gulden jährlich verschreiben. Erst 1493 willigen Abt und Mönche ein, gegen 18 rheinische Gulden jährlich aus dem Schloß zu Lodersleben den Hof abzutreten. Nach dem bald erfolgten Aussterben der Brunonen kam der Hof als Domäne in den Besitz der neuen Herren, der Erzbischöfe von Magdeburg, unter diesen wurde er im 30jährigen Kriege zerstört und nicht wieder aufgebaut. 1635 kam die Querfurter Herrschaft an den sächsischen Kurfürsten Johann Georg I. und von diesem 1656 an seinen zweiten Sohn Herzog Augustus, den Stifter der Sachsen-Weißenfels-Linie. Aber erst Herzog Christian von Sachsen-Weißenfels verkaufte für 8000 Gulden die Flur an 14 Bauern, welche nun am linken Ufer der Weida das Dorf Rudenburg erbauten, das alte Klostergut lag dem jetzigen Dorfe gegenüber.

29. Die Wallfahrtskirche St. Petri zu Obhausen.

Obhausen, ein uralter Ort, schon im Herzfelder Zehntenverzeichnis als Hubhusa erwähnt (ein Haus, Siedlung, die oberhalb von anderen liegt), zerfällt in drei Gemeinden in Obhausen-Nikolai, Obhausen-Johanni und Obhausen-Petri (von Süden nach Norden gerechnet). Der St. Petri-kirche im letzten Dorfe stellte man 1487 einen Ablassbrief aus, der allen denen, die an bestimmten Festtagen dorthin wallfahrteten und dort kirchliche Handlungen verrichteten, 40 Tage Ablass versprach. 19 Jahre später wurde dieser Ablassbrief 1506 durch den Vikar des Erzbischofs Ernst von Magdeburg erneuert und vermehrt. Allen wahrhaft Büßenden und Beichtenden, welche in der Petri-kirche in den Festzeiten, also zu Ostern, Pfingsten, Himmelfahrt, Fronleichnam, Trinitatis, Weihnachten, Epiphantien, an den Tagen der Apostel und der seligen Jungfrau Maria Messen, Predigten oder andere heilige Handlungen dort hören, feiern oder feiern lassen, das Gebet des Herrn, den Engelgruß oder demütige Gebete aus Verehrung der Patrone beten, die Sakramente des Abendmahls und der Delung erhalten, vollends denen, die zur Ausschmückung, Verbesserung oder für gottesdienstliche Zwecke dort Nötigem irgendwie hilfreiche Hand bieten, diesen allen wird gestükt auf die Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes und auf

die Autorität der seligen Apostel Petrus und Paulus 40 Tage Ablass von den über sie verhängten Strafen (im Fegefeuer für solche Sünden, die auf Erden noch nicht gebüßt sind) erlassen. Ebenso werden in den oben erwähnten Zeiten 40 Tage Ablass an jedem geweihten Altar, ebenso 40 Tage an jedem geweihten Bilde, 40 Tage für einen Umzug um den Laienraum, ebenso 40 Tage beim Schlagen des Friedens (Kreuzschlagen beim Friedensgruß) erlassen. Ferner 40 Tage für jede Totenmesse, die man lesen läßt, ebenso 40 Tage für die Teilnahme an der Fronleichnamsfestprozession und dessen Messe.

Also zogen die Wallfahrer, Männer, Weiber, Kinder, Greise, Gesunde und Kranke zu Hunderten und Tausenden an den bestimmten Festtagen auf den Landstraßen nach der Petrikirche Obhausen aus näherer und fernerer Umgegend, aus Quersfurt, Leimbach, Schmon und Eichstedt, aus Eisleben und selbst aus Wittenberg, um ihre Seele aus dem Fegefeuer loszukaufen. Man lag vor den Marienaltären und Heiligenbildern, zog durch den Laienraum (also durch das Schiff der Kirche, nicht zum Altare), leierte Gebete und den Rosenkranz ab, fastete, weihte Kerzen und stiftete große und kleine Kirchenggeräte oder Geld und sonstige Güter der Kirche, dem heiligen Petrus.

30. Die Kreuzsteine bei Obhausen.

Am Ausgange des Dorfes Obhausen St. Nikolai stehen in unmittelbarer Nähe der neugepflanzten Friedensseiche rechts von der Straße nach Quersfurt drei uralte, zum Teil beschädigte Kreuzsteine. An dieser Stelle, einer muldenförmigen Einsenkung, soll einmal eine Herzogin von Sachsen-Weißenfels-Quersfurt mit ihrer Kutsche versunken, aber von den Bauern von Obhausen St. Nikolai herausgeholt worden sein. Zum Lohn dafür befreite die Herzogin die Bewohner des Dorfes von allen Lehnspflichten und ließ die drei Kreuze zum Andenken an den Vorgang an der bezeichneten Stelle errichten.

31. Die „Gewaltäcker“ bei Obhausen-Nikolai.

Die Gewaltäcker waren früher ganz sumpfiges Land. Einstmals kam eine Herzogin von Weißenfels nach Ob-

hausen. Da, wo jetzt die Gewaltäcker sind, blieb ihr Wagen im Sumpfe stecken. Es wurden mehrere Obhäuser Bauern herangeholt, die den herzoglichen Wagen aus dem sumpfigen Boden herauszschafften, zur Belohnung für ihre Hilfeleistung wurden ihre Aecker abgabefrei. Bald darauf wurde von diesen Bauern ein Verein gegründet, sie nannten sich die Gewaltbrüder, das Land, wo der Wagen in dem Sumpfe stecken geblieben war, wurde Gewaltäcker genannt. Die Gewaltbrüderschaft hat lange Zeit bestanden, bis 1856. Die Gewaltbrüder hatten regelmäßige Zusammenkünfte, welcher Art anfangs ist unbekannt, wohl solcher Art wie bei allen anderen Bauerngemeinschaften, die sich nach den Aeckern, der Flur untergegangener Dörfer usw. bildeten. Später waren es sibile Abende, die strenge Strafen hatten, z. B. eine Runde Bier zu werfen, Strafen, die bei dem geringsten Vergehen, oft mit Haaren herbeigezogen wurden. Die Gesellschaft war bunt zusammengesetzt, neben dem Herrn Pfarrer oder Doktor saß der Herr Schuhmachermeister. Auch Frauen nahmen an den Gewaltabenden teil. Das Strafbuch der Gewaltbrüderschaft von den Jahren 1727—1856 ist jetzt noch vorhanden, in ihm sind die Vergehen der einzelnen und ihre Strafen gewissenhaft gebucht. So wurde eine Dame bestraft, weil sie ihren Nachbar, den Herrn Schuhmachermeister, verliebt anblickte, oder „der Gewaltmeister“, der Vereinsvorsitzende, wurde bestraft, weil er vergaß den „Gewaltstab“ bei ein paar Worten, die er an die Versammelten richtete, anzufassen und aufzuheben.

32. Die heilige Hafeka zu Rothen-Schirmbach.

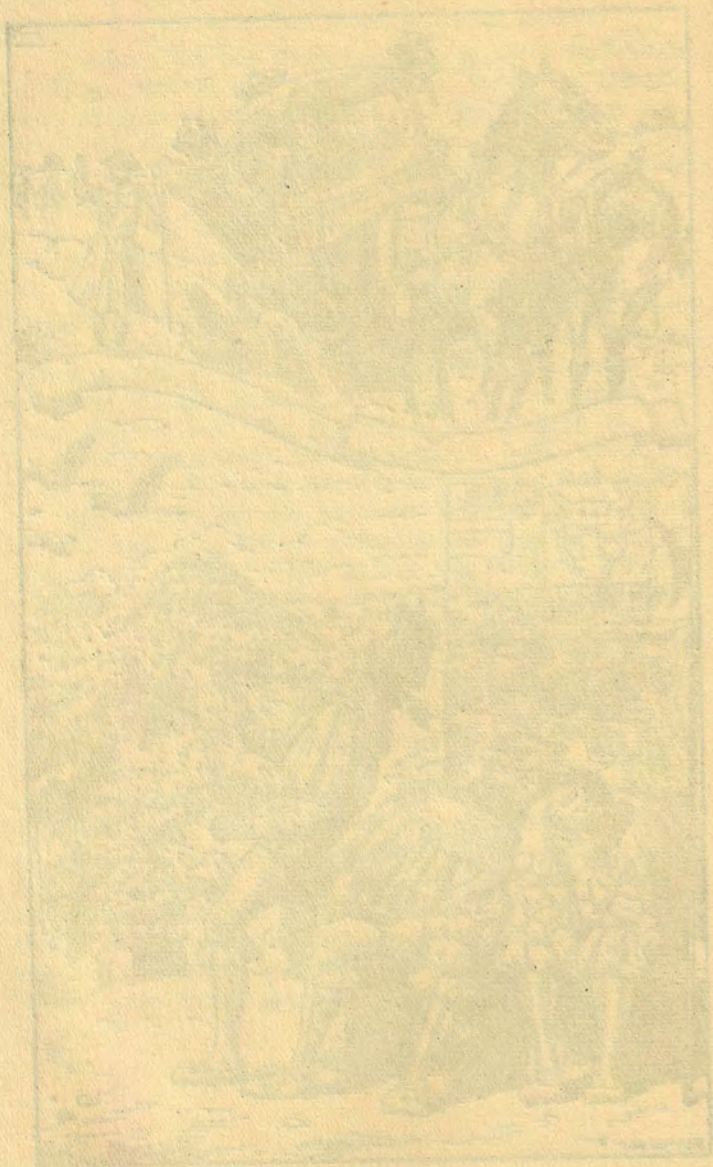
Zu Rothen-Schirmbach, einem Dorfe zwischen Quersfurt und Eisleben, starb am 26. Januar 1261 eine gottselige Jungfrau, Namens Hafeka, welche neben der Kirche daselbst im Gewande des Ordens der Cistercienser 36 Jahre lang in einer Kause dem Herrn in großer Einfachheit und Geduld gedient hatte. Sie war aus den Rheingegenden gebürtig und folgte vermutlich dem großen Rufe der Heiligkeit, in welchem damals ihr Landsmann und vielleicht auch ihr Verwandter, der heilige Wolquin (zuerst Priester in Westfalen, dann Mönch im Kloster Walkenried und darauf erster Abt des Klosters Sichen Sittichenbach bei Quersfurt) stand, nach Thüringen. Ihr frommes Leben war Gott so wohlgefällig, daß als einmal ihre Butter sehr verdorben war und ihre Dienerin Bertha alles aufbot, um

die ranzige Butter zu entfernen, Gott auf die Bitte der Haseka die Butter durch ein Wunder so frisch machte, als wäre sie erst an demselben Tage gefertigt worden.

Sie hatte sich das Kloster Sichem zu ihrer Ruhestätte ausersuchen. Als sie nun gestorben war, kamen die Mönche dieses Klosters mit einem Wagen, um ihren Leichnam zum Begräbniß abzuholen. Das wollte ein gewisser schwarzer Mönch, dem von seinem Kloster das Predigen des göttlichen Wortes zu Schirnbach anvertraut war, nicht zugeben. Er rief die Bauern des Dorfes zu Hilfe und die Mönche mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Als der Vorfall zur Kenntniß des Diöcesan-Bischofs, des Bischofs Wolrad zu Halberstadt, gekommen war, gab er den Befehl, den Leichnam den Mönchen des Klosters Sichem auszuliefern. Das geschah, als der Leichnam bereits drei Wochen weniger einen Tag zu Schirnbach beerdigt worden war. An der Pforte des Klosters, wo sich auch eine große Menge Volks versammelt hatte, wurde die Leiche von den Mönchen feierlich empfangen. Das Antlitz der Verstorbenen sah wie durch ein Wunder so frisch und blühend aus, als hätte es nimmermehr einer verstorbenen alten Frau angehört. Das so wie der Umstand, daß der Leichnam durchaus keinen üblen Geruch von sich verbreitete, erregte unter der anwesenden Versammlung ein großes und allgemeines Staunen. Man begrub nun die Schwester Haseka unter dem breiten Stein vor dem Eingange des Capitel-Hauses im Kloster zu Sichem am 17. Februar 1261. Durch ihre Verdienste und durch ihre Fürbitte glaubte man auf einige Zeiten in diesem Kloster eine bedeutende Hilfe bei Gott zu haben. Kurz vor ihrem Tode erschien sie der Witwe des Herrn Jakob von Schirnbach (miles), Kunegunde, in ihrem Schlafe und forderte sie wiederholt auf, fest zu glauben, daß alle, welche in ihrer Betrübniß ihrer Grabstätte nahten, Hilfe durch die Gnade Gottes erhalten würden. Viele Gläubige strömten von nun an zu ihrem Grabe, zündeten hier zu Ehren der Verstorbenen Lichter an und fanden hier Hilfe in ihrem Leiden.



Textbild zu Nr. 23



VIEW OF THE RIVER

33. Drei Hiebe.

In ferner Zeit waren zwei starke Waldarbeiter damit beschäftigt, mitten im Ziegelrodaer Wald, zwischen Ziegelroda und der Steinklöbe, eine mannsstarke Tanne umzuhauen. Vergebens mühten sie sich damit ab. „Ei, der Donner“, sagte der eine und wischte sich den Schweiß, „wenn wir zwei Riesen es nicht schaffen, wer sollte es sonst!“ Da stand plötzlich ein buckliger Zwerg vor ihnen und sagte voller Stolz: „Gebt mir eine kleine Axt — mit drei Hieben soll die Tanne fallen!“ Da lachten die beiden Männer über diesen winzigen Kerl, gaben ihn aber dennoch eine kleine Axt — und wirklich, mit drei Hieben legte er die Tanne um. Als aber die erstaunten Arbeiter um sich schauten, war der Zwerg schon wieder verschwunden. Seit dieser Zeit hat jener Holzdistrikt den Namen die „drei Hiebe“ erhalten.

34. Fest gemacht.

Zwischen Landgrafrode (Goswinsrode) und Ziegelroda liegt, nahe der Grenze beider Fluren, eine Vertiefung im Fahrwege, worüber man folgende verwunderliche Begebenheit erzählt: Dort ist es schon öfter vorgekommen, daß sowohl gehende wie fahrende Leute (samt dem Fuhrwerk) „Fest gemacht“ worden sind, so daß sie weder vor noch rückwärts haben kommen können.

35. Sulza bei Ziegelroda, ein verwüstetes Dorf.

Viele Dörfer sind im Querfurter Lande verschwunden und sind zumeist noch als Wüstung bekannt. So lag auch etwa Mitte des Weges von Ziegelroda nach Schönewerda in alter Zeit ein Dorf Namens Sulza. Seinen Namen erhielt es wohl nach den salzigen Quellen oder salzigen Lachen, die hier zutage traten, wie sie ähnlich im Weimarschen mit Sulz, Sülza oder Sulza benannt sind. Mit Sulze, Suhle bezeichnete man auch Kot- oder Wälzlachen, in der sich das Wild gern zur Abkühlung zu „wälzen“ pflegte.

Schon frühzeitig ist das Dorf aus irgend einem Grunde eingegangen; sei es, daß die Pest oder andere Seuchen die Einwohner fortrafften oder der Krieg, eine Feuersbrunst, wie sie früher nicht selten war; vielleicht mag auch die Unsicherheit und Einsamkeit der Waldgegend die Menschen des kleinen Ortes zur Auswanderung getrieben haben, vielleicht auch ein Befehl des Landesherrn, der, was ebenfalls nicht selten vorkam, mehrere kleine Ortschaften zusammenlegte. — Eine Urkunde des Bischofs von Halberstadt vom 3. Juli 1418 bezeugt, daß die Kirche in dem wüsten Dorf Sulza so wüst war, daß sie keinen Pfarrer besaß, auch keinen Raum mehr, in den der Gottesdienst abgehalten werden konnte; ihre Einkünfte wurden dem Kloster Kaltenborn überwiesen. Noch einmal — 1426 — wird das Dorf erwähnt. Jetzt ist von der Dorfstätte, theils vom Wald überwuchert, theils zu Ackerland geworden, nichts mehr zu sehen.

36. Der Bauernstein.

Das Frühjahr 1848 war heran. In der Schenke zu Oberfarnstedt saßen die Bauern beim heftigen Streit. Mit heißen Köpfen redeten sie aufeinander ein, das Wort „Freiheit“ bildete den Grundton ihres Gespräches und wurde so oft und laut wiederholt, daß es dem dicken Schenkenwirt, der sonst gern die Stube voller Gäste sah, dabei ganz schummerig wurde. Befänstigend redete er daher auf die Erregten ein; denn hörte dies der Herr, so war es um sein Geschäft, das ihn manchen schönen Paken einbrachte, geschehen. Allein die Bauern waren in ihrem Element — und wovon sie sonst nur leise zu flüstern wagten, kam heute offen und verlangend von ihren härtigen Mund. Zu verwundern war dieses Gebaren nicht: die Zeit der allgemeinen Erhebung war gekommen und die Stunde, die ihnen die längst ersehnte Freiheit versprach. Denn noch immer mußten sie dem Adelsknecht von Geusa Frondienste leisten — und das stand ihnen bitter genug!

„Am Stein laßt uns noch heute verhandeln“, kam es fordernd von des einen Mund, „dort sind wir gefeit!“

Sie waren dem einverstanden und schritten derb und wichtig hinaus. Unweit der alten Kirche stand ein mächtiger Findlingsblock, gerundet in der Ausdehnung und oben geplattet, wie ein riesiger Tisch: das war der Bauernstein von Oberfarnstedt! Hier stellten sie sich auf. Hier konnte ihnen nichts geschehen. Hier waren sie freie Menschen, alle Hörigkeit fiel von ihnen ab. In seinem Machtbereich waren sie ihrer Freiheit, ihres Lebens und vor jeglicher Bestrafung sicher!

Noch waren sie am Verhandeln, da sprengte mit bleichem Gesicht der Herr von Geusa auf seinem Roß daher, hielt vor den Versammelten an. Zorn funkelte in seinen Augen — und in seiner Ohnmacht an dem geweihten Stein, schrie er sie an: „Was soll's, daß ihr hier herumsteht, statt zu arbeiten, wie es euch aufgegeben ist?“

Da sprang ein Murren aus der Versammlung auf, der Sprecher der Bauern aber sprach: „Damit Ihr es wißt: mit dem Aufgeben von Frondienst ist es ein für allemal vertan. Freie sind wir, wie der Herr und Herren auf unseren Höfen selbst, von Stunde an!“

Im ohnmächtigen Zorn fuhr die Reitgerte des Herrn von Geusa pfeifend durch die Luft, mit zusammengebissenem Mund und flammenden Augen starrte er die stolz und verwegen Zurückblickenden an — Sekunden. Dann spornte er sein Roß und stob, sich abwendend, davon. Die Bauern aber waren von Stunde an frei, wie allenthalben im Reich. Aufatmend, stolz und gemessen schritten sie zu ihren Höfen zurück. —

Von nun an verloren die Bauernsteine ihren heiligen Sinn. Unbeachtet dienten sie den Kindern als gern besuchter Ort, für freudiges Spiel. Bald empfand man sie als lästig, schaffte sie aus dem Dorf oder zerschlug sie, um sie zur Pflasterung mit zu verwenden. So sind die geheiligten Stätten fast allenthalben aus den Dörfern verschwunden. — Nicht unerwähnt soll der Bauernstein von Reimbach sein, auf welchem im Jahre 1733 eine leichtfertige Dirn ihr neugeborenes Söhnchen auf denselben in einem Körbchen aussetzte, das man morgens gegen 5 Uhr daselbst fand. Der so geschützte Findling wurde unter großer Anteilnahme der Einwohner noch am selbigen Tage getauft und Pflegeeltern übergeben. Die Sippe seines Namens „Christof Bauerstein“, den man ihm gab, lebt noch heute in Schlessien fort.

37. Der Pranger.

Es war an einem Funitag des Jahres 1831, als in Oberfarnstedt alles Volk zusammenlief, um ein nicht gerade seltenes, so aber Genugthuung und Freude bereitendes Schauspiel in Augenschein zu nehmen. Alt und jung, Weiber, Männer und Kinder liefen nach dem Rittergut „Unterhof“, wo sich bereits eine Anzahl Unterfarnstedter eingefunden hatte. Vor dem großen Stallgebäude, an dessen Südseite ein mannhohes Steinkreuz stand, an welchem ein Halsseifen befestigt war, hielten alle erwartungsvoll an. Ihre Augen hingen an einer eisenbeschlagenen Thür, vor welcher der Dorfpolizist in all seiner Würde Aufstellung genommen, und hinter welcher jemand des Augenblickes seiner Verurteilung harrete. Und eben diesen Jemand mochten sie alle gern sehen: den dicken Dorfbäcker, der sie lange genug geschröpft und der sich vor lauter Biederkeit sonst nicht genug hervortun konnte. Der nämlich hatte schon seit langem die Brote zu klein gebacken und war nun endlich einmal überführt. Ihm gönnten sie gern eine gehörige Lektion, denn am Pranger gestellt, wurde der Gestrahte der öffentlichen Schande und der Lächerlichkeit preisgegeben.

Da ging ein Flüstern durch die Reihen, denn die Treppe des Herrenhauses schritt der Herr von Geusa, dessen Sippe schon seit Jahrhunderten hier saß, und der als Adelsherr und Ortsrichter die Polizeigewalt besaß, herab. In seiner Begleitung befanden sich die Schöppen sowie der Amtsdienner, und als letzter schritt er gar stolz daher. Sie begaben sich sogleich zum Gefängnis, welches nun der Polizist mit einem großen Schlüssel umständlich öffnete. Der gerufene Schelm trat heraus. Ohne viel Zeremoniell wird ihm vom Herrn von Geusa das Urtheil, das auf acht Tage Pranger lautete, verkündet, und auch sogleich vollstreckt. Der Dorfpolizist führte den Verurtheilten an das steinerne Kreuz, dem Schandpfahl oder Pranger und schloß ihn an das Halsseifen an. Indessen der Amtsdienner noch einmal die Straftat und das Urtheil verlas, stand der so Angeprangerte beschämt und gebrochen, bewundert von der Menge, am steinernen Kreuz. —

Der Pranger in Oberfarnstedt ist zum Theil noch heute erhalten, er ist halb in die Erde gesunken, der

linke Kreuzesarm fehlt. Der alte Pfarrer Wettler von Barmstedt hat wiederholt erzählt, daß sein Vater, wenn er von Homburg nach Oberfarnstedt kam, er mehrere Male, bis zum Jahre 1848, Leute am Pranger stehen sah. — Auch das kleine Leimbach hat einen solchen Pranger gehabt; wo er gestanden und welche Form er besaß, ist nicht bekannt. Doch findet der Leimbacher Pranger ausdrücklich Erwähnung im Visitationsdekret über die Kirchenvisitation vom Jahre 1667.

38. Der Kreuzstein bei Leimbach.

Der einzige Weg, den alle Fuhrleute benutzten, der einst von Leimbach nach Quersfurt hinaufging, war unweit von der Schenke des Dorfes so schmal, daß, wenn an dieser Stelle zwei Fuhrleute einander begegneten, an ein Ausweichen nicht zu denken war. Eines Tages nun hatte in der Schenke zu Leimbach ein Fuhrmann lange gezechet. Nun trieb ihn die Eile, fortzukommen. Allein an jener schmalen Stelle kam ihm ein anderes Fuhrwerk von Quersfurt entgegen. Obwohl er dieses sah, trieb er seine Kasse noch weiter an. Bald standen sie sich gegenüber. Festgehalten wallte da dem Trunkenen das Blut und er schrie den anderen an: „Mach Platz da — im Vorrecht bin ich!“

„Hattest du Weile beim Krug“, entgegnete der andere Fuhrmann mit lachendem Mund, „so magst du warten; ich weiche nicht!“

„So komme ich helfen!“, schrie der Genarrte und stieg von seinem Bock, um die Kasse des anderen zu greifen und zu wenden. „Wahr dich, Bursch!“, rief nun der und hob die Peitsche zum Schlag. Doch der Trunkene ließ nicht ab; da fuhr die Peitsche durch die Luft und pfiß dem Wütenden knallend um die Ohren. Da griff dieser in seinem Zorn nach einem Scheit und schlug auf den anderen maßlos ein. Da sprang auch dieser von seinem Bock, und es entspann sich ein wilder Kampf, der dann erst ein Ende fand, nachdem sie sich gegenseitig erschlagen. — Noch heute zeugt ein eingesunkener Kreuzstein, etwa 1000 Schritte vom Gasthof zu Leimbach entfernt, unter welchem man die Fuhrleute begraben, von der Stelle der unseligen Tat.

39. Die Totenkrüge.

Im Jahre 1694 wollte ein Bauer von Lodersleben in der Flur, welche die dortigen Einwohner „Oster“ nennen, ein Stück Feld mit Möhren besäen. Nachdem er es erst gepflügt, begann er es auch noch umzugraben. Hierbei stieß er auf eine sehr alte Urne. Hierüber verwundert, sah er sich den seltsamen Fund näher an und entdeckte erschreckend, daß sie Menschenknochen enthielt. Qui, denkt er, hier habe eine leichtfertige Hure ihr Kind begraben, geht schleunigst zum Pfarrer und zeigt dieses an. Der Pfarrer aber, mit solchen Funden vertraut, geht mit dem Bauer und zweier Studios hinaus und sie graben an sechzig solche „Totenkrüge“ aus, die aber, da sie an die Luft kommen, größtenteils zerfallen.

40. Der Sandborn und der Rote Born im Loderslebener Walde.

An romantischer Stelle entspringt der Sandborn nördlich vom Burgberg, worauf ehemals die Lutisburg gestanden, links des Quells der Querne und nur wenige Schritte nördlich von ihm. Es ist eine gewölbte mit Rasen überdeckte Grotte, die wie ein Hügel anzusehen ist. In ihr sollen, wie der Volksmund weiß, die wilden Männer gefessen haben zu der Zeit, in welcher es solche noch in der hiesigen Gegend gab. —

Weiter abwärts der Querne fließt links von Osten her der Rote Born ein. Dieser ist stahlhaltig und ist bereits im Jahre 1587 eingefast worden.

41. Die Sage vom Gericht auf der Lotharsburg.

Im Loderslebener Walde findet man auf einem hohen Hügel an der Querne noch jetzt einige Trümmer und Gräben, die an die Lutis- oder Lotharsburg erinnern. Die Burg wurde schon im Mittelalter verlassen, da die Gegend zu unwirtlich war, und Menschen und Vieh im tiefen Walde von mancherlei Gefahren

bedroht wurden. Bald sproß auf dem gepflasterten Burghofe Gras, und in den Gräben wuchsen wieder knorrige Bäume; Brombeeren und Schlehen umrankten das zerfallende Gemäuer. Dächer und Decken stürzten ein, und der Wind sang nachts sein unheimliches Lied in den öden Räumen, die nun von Vögeln und allerlei Getier bewohnt wurden, das niemand mehr störte.

Um diese Zeit stand in der Nähe des Rheins die feste Burg Schadeck, die nach wie vor von ihrer Höhe stolz ins Land hinauschaute, obgleich ihre Bewohner Raubritter geworden waren. Sie überfielen die reisenden Kaufleute, nahmen ihnen die Waren weg und erpreßten hohes Lösegeld. Sogar die Schiffe auf dem Flusse waren hier nicht sicher; entweder wurden sie ausgeplündert, oder sie mußten für die freie Fahrt hohen Zoll entrichten. Geistliche und hohe Würdenträger schleppte der Ritter Rudolf von Schadeck in die Gefangenschaft und verlangte bedeutende Geldbuße für ihre Freigabe. So war die Burg in der weiten Umgegend verrufen und ihr Herr gefürchtet.

Als nach der kaiserlosen Zeit Rudolf von Habsburg wieder Ordnung im Deutschen Reiche schaffen wollte, kehrte sich der Schadecker nicht an den König, sondern trieb seine Räubereien weiter. Er trogte auf seine festen Mauern und verließ sich auf die Kraft seiner Knechte und deren Mut. Spottend sprach man auf der Burg von dem kleinen König und höhnte, er solle zufrieden sein, wenn ihn die Ritter in Ruhe ließen. Wohl warnte den Schadecker bald die Kunde von bereits gebrochenen Raubburgen, die Rhein und Neckar säumten, trotzdem ließ er nicht von seinem unrechten Tun.

Endlich umzingelte der König auch Burg Schadeck. An eine Erstürmung des von Natur und Kunst stark befestigten Bauwerkes war allerdings nicht zu denken, daher wollte er die Besatzung aushungern. Nachdem es ihm gelungen war, die Wasserleitung zu zerstören, mußte bald darauf die Übergabe erfolgen. Dem Ritter Rudolf von Schadeck war es mit einigen Getreuen geglückt, in dunkler Nacht aus der Burg zu entweichen. In einem Kahn setzte er über den Fluß, seinen Schimmel hinter sich herziehend. Schnell verließ er die Gegend, wo er sich nicht mehr sicher glaubte, da er Rache für seine

vielen Schandtaten fürchtete. Seine Burg wurde gänzlich zerstört, und die Knechte, denen die Flucht nicht geglückt war, verfielen dem Strick des Henkers.

Der Raubritter vermied auf seiner weiteren Irrfahrt bewohnte Plätze; er wandte sich gen Osten, und durch Wälder und einsame Gegenden schleichend, gelangte er am neunten Tage in den Vorderslebener Wald. Im Abenddämmern kam er an das Gemäuer der alten Botharsburg. Froh klopfte er seinem treuen Schimmel den Hals, während er sprach: „Nur Mut! Heute haben wir Herberge gefunden!“ Unter Trümmern und Strauchwerk entdeckte er den ehemaligen Zugang zum Burghofe. Es kümmerte ihn nicht, daß allerlei Nachtvögel erschreckt aufflatterten. Er stieg vom Roß und näherte sich dem Thor der Haupthalle. Hier begrüßte ihn zu seiner Überraschung ein Greis in graulockigem Haar mit den Worten: „Ihr seid hier erwartet, tretet ein!“ „Erwartet? Hier? Nein, nimmermehr!“ rief Schadeck, „und wäre es so, es wäre für uns beide nicht gut. Ich war überall gefürchtet und werde jetzt mit Wehr und Waffen verfolgt, aber nirgends erwartet!“ Auf die erneute Einladung des Greises aber betrat der Ritter die Burghalle.

Sofort setzte draußen ein heftiges Unwetter ein, und der Himmel verfinsterte sich. Der Sturm peitschte die Zweige in die Fensteröffnungen, und die starken Äste, die er von den Bäumen riß, schlugen beim Niedergehen polternd große Stücke aus den morschen Wänden. Krachend fuhren die Blitze hernieder und erhellten mit bläulichem Schein die öden Räume. Hefige Donnerschläge erschütterten die Räume, die, in allen Theilen bebend, zusammenzubrechen drohten. Eulen und Uhus fuhren kreischend auf, wenn die Steine prasselnd niederstürzten.

Da wurde es selbst dem an alle Schrecken gewöhnten Raubritter bang ums Herz. Mit Entsetzen bemerkte er, daß der Saal von geisterhaftem Licht immer heller wurde. Und nun erscheinen an den Mauern sogar bleiche Gestalten; sie sind dem Ritter nur zu wohlbekannt, er selbst hat sie früher gemartert, gemordet oder töten lassen. Mit drohend erhobenen Armen und verzerrten Gesichtszügen fordern sie von ihm ihr Leben zurück. Schauernd wendet er seinen Blick nach einer anderen Stelle, doch auch hier grinsen ihn seine Opfer

an und heißen seinen Tod. Das Blut stockt ihm in den Adern und kalter Schweiß tritt ihm aus den Poren, verstummt und regungslos sitzt er auf seinem Mauerstück.

Da tritt wieder der Greis herein, diesmal mit bloßem Schwert. Er schreitet auf ihn zu, und während ein gräßlicher Weheruf dreimal durch die Halle ertönt, fährt des Alten Schwert saugend durch die Luft. Er hat dem Raubritter den Kopf vom Rumpfe getrennt. Das Haupt ist aus der Halle in den Burghof gerollt, wo es der Schimmel mit seinen Hufen zerstampft.

Wie mit einem Zauberschlag waren zugleich die Gestalten des nächtlichen Gerichts verschwunden, und tiefe Dunkelheit deckte wieder Burg und Wald.

Als am andern Tag einige Leute in der Nähe der Lothersburg ein lediges Ross grasen sahen, suchten sie nach seinem Reiter und fanden in den Ruinen den kopflosen Leichnam des Raubritters Schadeck. Man weiß nicht, woran sie ihn erkannten, vielleicht am Wapen; bald aber ging durchs Land die Kunde, daß Kaiser Lothar, der einst in dieser Gegend gern gejagt hatte, den Landfriedensbrecher gerichtet habe. Nun wurde der Ort noch mehr gefürchtet und gemieden. Selbst das lichtscheue Gefindel wagte sich nicht mehr in diesen Schlupfwinkel. Der Name Lutisburg aber ist erst nach Benennung der Burg mit Kaiser Lothar in Zusammenhang gebracht worden, wenn auch schon, ehe die Sage entstand.

42. Die Lutisburg im Ziegelrodaer Forst.

Sagenumwoben ist der Ort, wo sie einstmals stand. Auf den Forstkarten des Ziegelrodaer Forstes und des Meßtischblattes als die „untere Lauterburg“ (Nr. 110 u. 111) bezeichnet, jetzt dicht mit Fichten bepflanzt, schwer erkennbar, lag die Lutisburg auf der Nordspitze eines Bergrückens zwischen zwei Tälern südlich der Querne. Ihren Namen hat die Lutisburg — wie das nahe Ludesleben (jetzt verderbt in Luderberg und Loderleben) — von einem Ludolf erhalten, der wohl als Urahn des Geschlechts der Edlen Herrn von Quersfurt anzusehen ist; nicht vom Kaiser Lothar, dem Herzog

von Sachsen, dem Blutsverwandten der Querfurter Dynasten, wie fälschlich behauptet worden ist.

Denn schon im 11. Jahrhundert wird die Lutisburg erwähnt. Der Annalista Sazo berichtet zum Jahre 1036, daß Graf Christian, der Bruder Gebhards von Querfurt, als Söhne Wichmann von Seeburg und Wilhelm von Lutisburg gehabt habe. Dieser Wilhelm, der reich begütert war, liebte den Prunk und die Pracht, so daß er deshalb von seinen Zeitgenossen spöttisch der „König von Ludisleve“ (= Vordersleben), wo er einen Edelsitz hatte, genannt wurde. Er war wie andere sächsische und thüringische Fürsten ein heftiger Gegner des Frankenkaisers Heinrich IV., der ihm einstmals sein Erbgut hatte nehmen wollen. Dennoch trat der Lutisburger später auf Heinrichs Seite. Zwischen den erbitterten Sachsen und Thüringern einerseits und dem Kaiser andererseits kam es 1075 zur Schlacht an der Unstrut (Nägelsstedt), in welcher Gebhardt von Querfurt sowie Graf Gebhardt von Supplinburg, Vater des späteren Kaisers Lothar, fielen. — Der Merseburger — später Magdeburger — Geistliche Bruno erwähnt Wilhelm von Lutisburg in seinem Werk „de bello saxoni sap. 18. 26 und 45“.

Die Sage erzählt nun, daß Lothar von Supplinburg, aus der Verwandtschaft der Querfurter, der spätere Kaiser, als er 1103 sich mit Riya (Richenya), der Tochter Heinrichs des Dicken, des Grafen von Nordheim, vermählt hatte, kurz darauf mit seiner jungen Gemahlin nach der Herrschaft Querfurt sich begeben habe. Um einen stillen und sicheren Aufenthaltsort zu haben, wenn er sich in dieser Herrschaft befände, ohne daß er seinen Vettern beschwerlich fiele, ließ Lothar das wüste, verfallene Schloß über Querfurt, an dem Bache bei dem Roten Born gelegen und die alte Burg genannt, wieder herstellen, die verschütteten Gräben wieder auswerfen und reinigen, die Mauern wieder aufrichten und ein neues Haus in ihren Ring bauen, welches nach ihm die Luthers- oder Luthersburg genannt wurde. Mit seinem Vetter, Herrn Gebhard I., verglich er sich, daß sich derselbe aller Ansprüche auf die Luthersburg und deren Zubehör sowohl für sich als seine Nachkommen begab, sowie Lothar ebenfalls für sich und seine Nachkommen allen Anforderungen an

Querfurt und den übrigen zur Herrschaft gehörigen Teilen entsagte, mit der Bedingung, wenn Gottes Wille es wäre, daß die eine Linie ausstürbe, die andere dann ihr Besitztum erben solle. — Als der Bau der Luthersburg vollendet war, führte Graf Bothar seine junge Gemahlin dahin. Die schöne Waldgegend, in welcher dieses Schloß — dessen Spuren man noch jetzt im Vodersleber Forst, eine gute halbe Stunde von dem Dorfe Vodersleben entfernt, erkennen kann — lag, sowie die in der Nähe befindliche von dem Quernebach durchflossene Wiesenau, gefielen der Gemahlin Bothars so sehr, daß sie eine Strecke unterhalb der Luthersburg mit Genehmigung ihres Gemahls ein Vorwerk oder einen Meierhof erbaute und es Luthersleube, d. i. Lutherswald, nannte, woraus in späterer Zeit ein ansehnliches Dorf wurde, welches noch existiert und den Namen Vodersleben führt. Die Erbauung des Schlosses Luthersburg und des Vorwerkes Luthersleuba fand wahrscheinlich im Jahre 1103 oder 1104 statt.

Soweit die Sage. — Von der Burg waren um 1840 noch die Mauern und Gräben, zum Teil von den einfallenden Mauern ausgefüllt, zu erkennen. Dichter Rasen bedeckte die Höhe, knorrige Eichen überschatteten die Trümmer der alten Burg. Jetzt ist von ihr nur noch wenig zu erkennen. Ein tiefer Wallgraben nach Süden und steile Böschungen auf der anderen Seite sichern den Burgplatz, der etwa von Süden nach Norden 160 Schritt, von Westen nach Osten deren 60 mißt. Behauene Steine, uralte Dachziegel, Reste von Säulen usw. liegen im Gebüsch umher. Spuren der Umfassungsmauern sind hier und da bisweilen noch zu erkennen. Die Steine selbst sind zur Wegeausbesserung ausgebrochen und benutzt worden.

Um 1120 wurde die Burg von den Erben des Wilhelm von Lutisburg, von Dietrich und Mathild von Lutisburg in eine Benediktinerabtei umgewandelt, zu Ehren der Jungfrau Maria und des Märtyrer Brun zu Querfurt. Zum Schutze vor Räubern und Gesindel der einsam im Walde gelegenen Abtei legte man oberhalb der oberen Lauterburg (Nr. 113, 114), südlich der Burg, auf Befehl des Bischofs von Halberstadt ein Dörfchen Lutisburg an; auch hier hat man eine Anzahl Grundmauern von Gebäuden aufgedeckt.

Da aber die Klostergebäude in 20 Jahren noch nicht fertig waren, die Umgebung jedoch nach wie vor unsicher blieb, überließen die Besitzer der Burg die neugegründete Abtei samt dem Schirmvogteirechte dem Burggrafen Burkard von Quersfurt, der sie schon 1146 nach Gilwardsdorf — zwischen Quersfurt und Lodersleben — in günstigere Lage verlegte und Mariazella (cella Maria) nannte. Die Burg wie Abtei, von der wohl die oben erwähnten Trümmer herrühren, ist früh verfallen. Sie wurden ein Aufenthaltsort der Eulen, Fledermäuse, Buschflepper und Strauchritter und ein Schrecken für jeden, welcher das dichte Gebüsch durchdringend in ihre Nähe geriet. Und wunderliche Sagen und Spitzgeschichten um das verwitternde Gemäuer entstanden im Munde des Volkes und hielten jeden davon fern, seinen Fuß in den Ring der Burgstätte zu setzen. Schon um die Zeit König Rudolf von Habsburg (1272/1290) war die Lutisburg zur Ruine geworden, der Burghof mit dichtem Gras bewachsen, auf den einstürzenden Mauern wuchsen Schleen und Gebüsch und aus den schon halbverschütteten Gräben schossen stattliche Eichen empor. Gewaltige Wurzeln findet man auf der Burgwüstung, und schon 1754 berichtet Dietmann in seiner Chursächsischen Priesterschaft (III S. 780) von der Burgstätte folgendes: „Man siehet nichts mehr davon als etliche verfallene Gräben, in und um welche herum die größten und dichtesten Eichenbäume stehen. Die Aussicht ist fürtrefflich. Gleich dabei ist der Saugarten, wo der hochselige Herzog Johann Adolf zu Weiskensels sich mit der wilden Schweinejagd zu erlustigen gepfleget.“

Die Burg wie Abtei versorgten sich mit Wasser theils durch die am Fuße des Burgberges vorüberfließende Querne wie auch durch den Sandborn. — —

43. Der König von Lodersleben.

Wilhelm von Lutisburg, der Sohn des Grafen Christian, sehr stolz und prachtliebend, so erzählt die Sage, unterzeichnete in den Urkunden sich nicht als Erber (nobilis), sondern als Graf. Ohne sich zu sorgen, lebte er herrlich und in Freuden in den Tag. Oft hielt er reichgedeckte Tafeln, an welchen er wie ein König

thronte und liebte es, auf seinem Helm eine Krone zu führen. Wegen diesen Gebarens verfiel er bei seinen Nachbarn und in der Umgegend dem Spott — und brachte ihn den Titel „der König von Lutisburg oder Lodersleben“, wo er später seinen Sitz hatte, ein. Hier führte er sein verschwenderisches Leben unbekümmert weiter, bis er, alles vergeudet, arm daselbst verstarb. Da nun verzog seine Witwe vom „Königshof“, der nun verfiel, nach Quersfurt, wo sie in Bescheidenheit bis an das Ende ihres Lebens verblieb.

44. Die Schlüßelmieke spukt.

An den Hängen einer Waldschlucht, unweit Lodersleben, stand einstmals ein mächtiges Gemäuer, die Lutharsburg genannt. Ihr Ort, vor mehreren Jahren wurden dort noch Mauerreste gefunden, ist noch bekannt; und wenn man in Lodersleben über den „kleinen Böhren“, die Stätte reicher vorgegeschichtlicher Funde, nach den Talwiesen geht, gelangt man dahin. Noch heute ist dieser Ort verschrien und die alten Loderslebener verwarnten ihre Kinder mit den Worten: „Geht nicht dahin, dort spukt die Schlüßelmieke!“ Woher dieser sicher vom Volksmund geprägte Warnruf kommt, wissen sie selbst nicht; allein er hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Wahrscheinlich liegt eine der vielen Spukgeschichten zugrunde, wie sie im Volksmunde von alten Gemäuern, Burgen und Schlössern gang und gäbe sind, und in alten Überlieferungen ihren Ursprung haben. Aus ähnlichen mögen sie entstanden sein: Der Herr der Lutharsburg, ein Edler von Quersfurt, lebte lustig in den Tag und als er endlich starb, war sein Vermögen dahin. Verarmt mußte seine Witwe die Burg verlassen, um in Quersfurt Quartier zu nehmen. Allein, als diese die Burg verließ, trug sie ihrer alten Kammerfrau, die schon lange bei ihr in Diensten stand, der Mieke, auf, ja alle Tore und Türen fest und sicher zu verschließen, ehe sie ihr nachfolge. Die brave Mieke tat wie ihr geheiß, verschloß die vielen Türen, zog die Schlüßel ab und befestigte jeden einzelnen an einem eisernen Ring. Nachdem sie noch das Tor verschlossen,

um mit dem riesigen Schlüsselbund den Weg nach Quersfurt anzutreten, kam ihr auf der Brücke plötzlich der Geist des verstorbenen Burgherrn entgegen, dem sein leichtsinniger Lebenswandel im Grabe keine Ruhe gelassen. Vor Schreck fiel Mieke wie leblos um. Als sie nach langer Zeit wieder erwachte, war der Geist und, wie sie mit Schrecken feststellte, auch der große Schlüssel zum Burgtor verschwunden. Treu und zuverlässig, wie sie ihr ganzes Leben lang war, mochte sie ohne den fehlenden Schlüssel nicht zu ihrer Herrin wandern. So suchte sie nach dem Verschwundenen fort und fort — und sucht ihn noch bis auf den heutigen Tag.

45. Die Klostermühle.

Unweit Leimbach, eine halbe Stunde des Weges südwestlich von Quersfurt entfernt, liegt die Klostermühle beschaulich am linken Ufer der Querne. Als letzter Zeuge des Klosters Silberdsdorf „Marienzelle“, dessen Trümmer seinen Standort uns noch übermitteln, ist die Klostermühle als idyllisches Anlegen in den Besitz der Stadt Quersfurt übergegangen. Verträumt am Fuße der „Fichten“, einer Walderholungsstätte, gelegen, war sie noch bis zum Jahre 1937 in vollem Betrieb. Der letzte Müller — ein treuer Freund der Heimat — war Bruno Cammrath.

Dicht neben der alten Scheune hatte die „Klosterkirche“ ihren Stand; hier fanden auch mehrere der „Burgherrn“ ihre letzte Ruhestätte — und noch vor fünfzehn Jahren legte man Knochenreste der Edelherrn frei. Zwei kunstvolle Säulen aus dem 12. Jahrhundert stammend, die von der einstigen Pracht der Klosterkirche zeugen, sind noch als Träger der Orgelemporen in der Stadtkirche St. Lamperti zu sehen. Ein — im Mühltschacht — vermauerter Kapitäl wurde durch den Architekt Rich. Heinzel, Quersfurt, freigelegt und befindet sich im Kreismuseum, wo auch noch die Reste eines Treppenläufers zu sehen sind. Bei dem Bahnbau Quersfurt—Vixenburg im Jahre 1904 wurde ein unterirdischer Gang, nach der Klostermühle führend, ange schlagen, den man aber leider ohne weitere Prüfung wieder vergrub.

Ein dicht bei der Klostermühle liegendes schilfumstandenes Wasser, der „Klosterteich“, galt in früherer Zeit für die Jugend als Tummel- und Badeplatz. Das Mönchtal, welches durch seinen Namen noch an das ehemalige Kloster erinnert, und das von der Klostermühle längs dem Fuße der Kuhberge, nach Leimbach, zu dem ehemaligen Orte des Klosterhofes führt, wird wohl von den frommen Brüdern zur Erbauung oft und gern durchwandelt sein.

46. Spuk im Kloster Quersfurt.

Zwischen Quersfurt und Leimbach liegt die Klostermühle. Dort hat in alter Zeit auch ein Kloster Mariazell gestanden. Reste davon sind in der Stadtkirche und im Kreismuseum noch zu sehen. Jetzt ist es bis auf eine letzte Spur von Gräberfunden verschwunden. Der Volksmund erzählt: „Dort ist es jetzt noch nicht ganz geheuer.“ Am Weihnachts- und Neujahrshelligabend brennen dort viele Lichter, und um diese herum tanzen Katzen unter abscheulichem Geheul. Einst kam an einem Weihnachtsabend ein Mann aus Leimbach mit Mehl aus der Klostermühle gefahren. — An der alten Klosterstelle, dort wo noch die Scheune steht, sah er viele Lichter, und als er näher hinzuging, auch eine Menge Katzen, darunter seine eigene, um die Lichter herumtanzen. Am anderen Morgen, als er gerade aufgestanden war, saß seine Katze vor dem Fenster und wollte eingelassen sein. Der Bauer öffnete das Fenster, ließ die Katze in die Stube, und als er das Fenster wieder verschlossen hatte, schlug er sie mit der Mütze und sagte: „Du warst ja in der letzten Nacht auch mit im Kloster drüben!“ Da sprang ihm die Katze ins Gesicht, zerkrachte ihn, sprang durch die Fensterscheibe ins Freie und ist nicht wieder gesehen worden.

47. Der heilige Bruno von Quersfurt in Ostpreußen.

Als ein frommer Mönch Benediktiner Ordens, namens Bruno von Quersfurt, vernommen, daß der heilige Adalbert von den heidnischen Preußen er-

schlagen sei, da bekam er große Begierde, zu demselben Volke zu gehen, um ihm von neuem die Lehre Christi zu predigen. Er ging derothalben nach Rom, um sich vom Papste die Erlaubnis zu holen. Dort wurde er zum Erzbischof eingeweiht. Von dannen begab er sich nach Preußen, ganz barfuß, in der strengsten Kälte und unter großen Mühseligkeiten. Er ertrug alles mit Geduld und predigte mit vielem Eifer und Erfolge. Eines Tages trug es sich zu, daß er zu einem mächtigen Fürsten des Landes kam. Demselben predigte er ebenfalls das Wort des Herrn; der Fürst aber, als er des Bruno schlechte Kleidung betrachtete, wollte mit solch einem elend aussehenden Menschen nichts zu schaffen haben. Darauf ging Bruno in seine Herberge, zog seinen bischöflichen Ornat an und trat also wieder vor den Fürsten; dieser ließ ihn jetzt vor sich kommen und sprach zu ihm: „Wenn du willst, daß wir dir glauben, so mußt du mitten durch das Feuer gehen und unverfehrt bleiben.“ Das sagte ihm Bruno mit Freuden zu. Es ließ darauf der Fürst zwei große Haufen Holz nebeneinander setzen; die ließ er anzünden, und als beide lichterloh brannten, da war es, als wenn sie nur eine einzige große Flamme ausmachten. Durch dieses Feuer sollte der Heilige gehen; der war aber unererschrocken und freudig in Gott; er hob an zu beten, besprengte sich mit Weihwasser und heräucherte das Feuer mit Weihrauch, dann ging er durch dasselbe, mitten durch, getrost und unverleht, daß auch nicht ein Härchen auf seinem Haupte war angesengt worden. Als dieses der Fürst gesehen, ist er mit allen den Seinigen dem heiligen Manne zu Füßen gefallen und hat ihn um Verzeihung gebeten, und alle ließen sich taufen.

Der Fürst hatte noch zwei Brüder, welche bei ihrem heidnischen Götzendienste verblieben. Bruno suchte derothalben auch sie zu bekehren. Allein der eine von ihnen ließ ihn gefänglich einziehen und ihm in Gegenwart einer großen Menge Volks den Kopf abschlagen. Allein von Stund an ward dieser Fürst blind, und alle, so dabeistanden, erstarrten also, daß sich niemand von der Stelle bewegen konnte. Sie wurden auch nicht eher wieder gesund, als bis der bekehrte Bruder kam und für sie betete und sie sich nun alle zum christlichen Glauben bekehrten. Dieses ist geschehen im Jahre Eintausend und in der Provinz Litauen.



Textbild zu Nr. 34. 48. 54. 56.

48. Die Sage von der Entstehung des Braunsbrunnens.

Früher glaubte man, daß nur diejenigen gleichzeitig mehrere kleine Kinder bekämen, die gegen das 6. Gebot gesündigt hätten. Einst wies deshalb die Burgherrin Sophie von Quersfurt eine arme Frau mit Zwillingkindern unter harten Worten von der Burg. Als später ihr Gemahl Gebhard I., der Bruder des heiligen Brun, einmal verreist war, bekam sie selbst neun kleine Knäblein. Jetzt fürchtete sie sich und war voll Sorge, ihr Mann würde auch sie eines Vergehens beschuldigen.

Da sprach eine Dienerin zu ihr: „Ich will acht von den Knaben unten im Teiche ertränken, und nur den größten behalten wir!“ Nach langem Zögern willigte die Edelfrau aus Furcht vor der Strenge ihres Gemahls ein. Als es frühmorgens noch ganz dunkel war, legte die Dienerin die acht Kinder in einen Kessel und breitete ihren Mantel darüber, damit man das Schreien der Knaben nicht so höre. Dann ging sie den Berg hinunter ins Quernetal.

Auf der Burg hielt sich aber besuchsweise gerade der heilige Brun auf; er war auch früh aufgestanden und weilte draußen, um sein Morgengebet im Freien zu verrichten. Zufällig sah er die Dienerin mit dem Kessel und fragte sie: „Was trägst du denn da fort?“ Sie sprach: „Ich will junge Hunde ersäufen!“ Brun fiel das scheue Benehmen der Frau auf, und er bekehrte, daß sie den Mantel zurückschlage. Als sie sich aber beharrlich weigerte, dies zu tun, zog er ihn selbst mit Gewalt weg. Da sah er denn die kleinen Kinder, welche jämmerlich weinten, und die Frau gestand schließlich, daß die Knaben ihrer Herrin gehörten. Brun war glücklich, die Kinder gerettet zu haben, hielt es aber nicht für geraten, sie sofort zu den Eltern zurückzubringen, sondern beabsichtigte, die Brüder zu anderen Leuten in Pflege zu geben, vorher aber wollte er sie taufen. Deshalb stieß er sein Schwert in die Erde, und sogleich sprudelte ein klarer Quell hervor, mit dessen reinem Wasser er alle acht Knaben auf den Namen Brun taufte. Da gerade die Kinder vieler Eltern an der Pest gestorben waren, nahmen der Müller der späteren Brauns-mühle und Leute in der heutigen

Braungasse die ihnen von Brun gebrachten Knäblein gern auf.

Nach etwa sechs bis sieben Jahren weilte Brun wieder in seiner Heimat. Da er aber eine Missionsreise in weite Ferne vorhatte, wußte er nicht, ob er wieder zurückkehren würde, deshalb erzählte er jetzt Bruder und Schwägerin alles, was sich begeben hatte, tadelte sie wegen ihres Verhaltens zueinander, hielt der Mutter mit strengen Worten ihren bösen Plan vor und gab die herangewachsenen Knaben ihren Eltern wieder. Diese erkannten ihre Kinder an der Ähnlichkeit und priesen sich glücklich, daß sie ihnen erhalten waren, und ein böses Unrecht verhütet war. Man sagt, daß seitdem die Mühle und die Gasse, wo die Knäblein von Brun untergebracht wurden, die Namen Brauns(Brun)s-mühle und Braungasse tragen.

An dem Brunnen aber, der Braunsbrunnen genannt wird, feiern die Thaldorfer Einwohner noch heute am 4. Pfingstfeiertage mit Musik und Tanz auf dem Rasen das sogenannte Brunnenfest, welches das im Gedächtnis erhalten soll, was die Sage von der Entstehung des Brunnens zu erzählen weiß.

49. Die Wiesenmarktsage.

Der heilige Brun wollte zu den Heiden nach Preußen reisen und ihnen das Evangelium predigen. Nachdem er auf der Burg noch einmal Ostern gefeiert hatte, zog er an dem darauffolgenden Mittwoch, auf einem Esel reitend, in der Richtung auf Merseburg fort. Seine Brüder begleiteten ihn ein Stück. Auf der Wiese angekommen, blieb sein Esel aber stehen, war störrisch (stetig) und wollte nicht weiter. Da sprachen Bruns Begleiter: „Das ist ein böses Zeichen, dir wird es wohl schlecht gehen, bleibe lieber bei uns!“ Und sie kehrten zum Schlosse zurück.

Brun aber dachte bei sich, der Herr Jesus hat sich nicht gefürchtet, er ging den Kriegsknechten entgegen und ließ sich kreuzigen; deshalb willst du auch hinziehen.. So verließ er am folgenden Donnerstag doch die Burg und zog ins Preußenland. Dort wurde er von den Heiden im Jahre 1009 erschlagen. Zu seinem An-

denken aber wurde an der Stelle, wo der Esel störrisch geworden war, eine Kapelle gebaut.

In späterer Zeit bekam jeder, der hierher zog, vom Papst für seine Sünden Vergebung, man nannte dies Ablass. Da um die Osterzeit der Andrang der Leute, die zur Kapelle wallfahrten, besonders groß war, fanden sich auch Krämer mit ihren Waren ein, und so entstand allmählich der Wiesenmarkt, der zuerst am Donnerstag nach Ostern abgehalten wurde, heute aber auf mehrere Tage ausgedehnt ist. Noch jetzt werden auf diesem Markt grüne Lonesel mit einem Reiter, den heiligen Brun darstellend, verkauft, auch kleine Korbfaschen mit Tonkugeln feilgeboten, die das Reisegepäck Bruns darstellen sollen. Die Wiese aber mit ihren uralten Binden führt bis auf den heutigen Tag den Namen „Eselwiese“.

50. Die Sage von der Teufelsmühle.

In einiger Entfernung von der Wiese liegt im freien Felde an der Querne eine Mühle, Teufelsmühle genannt. An ihren Namen knüpft sich folgende Sage.

Vor langer Zeit besaß ein armer Mann an dieser Stelle eine kleine Mühle, die aber so schlecht und baufällig war, daß sie täglich einfallen konnte. Da er kein Geld besaß und auch keins geliehen bekam, konnte er nichts ausbessern. Schließlich wußte er nicht mehr, was er in Zukunft anfangen sollte. Er hatte wieder einmal bis zur Dämmerung gearbeitet und des Abends dann noch das Mehl nach der Stadt geschafft. Als er nachts zurückkehrte, begegnete ihm der Teufel und sprach: „Ich will dir deine alte Mühle abreißen und eine ganz neue hinbauen, aber in jeder Nacht von 12 bis 1 Uhr kehre ich zur Mühle zurück, und kein Mensch darf in der Zeit darin bleiben!“ Da dem Müller so seine Seele nicht geradezu gefährdet erschien, war er leichtsinnig genug, in seiner Not auf diesen Vertrag mit dem Bösen einzugehen. In kurzer Zeit hatte der Teufel die neue Mühle fertig, und der Müller konnte einziehen. Da die Gänge gut arbeiteten, kamen viele Leute aus der Stadt heraus, um ihr Getreide zu mahlen, obwohl man

sich erzählte, daß es des Nachts in der Mühle spuke. In der von ihm ausbedungenen Nachtstunde erschien nämlich der Teufel, um nachzusehen, ob etwa jemand im Hause geblieben wäre, wobei er einen Höllenlärm machte.

Einst nun mahlte in der Mühle ein Knecht, der wegen seiner großen Kraft „der starke Hans“ genannt wurde. Da er bei einbrechender Dunkelheit sein Getreide noch nicht aufgearbeitet hatte, wollte er des Nachts in der Mühle bleiben, um gleich früh weiter mahlen zu können. Er legte sich auf eine Bank zum Schlaf nieder. Vergeblich bat ihn der Müller, dem sein Gewissen Not machte, fortzugehen und mit ihm das Haus zu verlassen. Er blieb. Kaum aber hatte die Uhr 12 geschlagen, als auch mit großem Getöse der Teufel in das Haus gefahren kam. Drohend brüllte er den starken Hans an: „Dir reiße ich das Herz aus dem Leibe und nehme dich mit in die Hölle!“ „Das wollen wir gleich sehen!“ antwortete der starke Hans, sprang auf den Teufel zu und umfaßte ihn mit seinen starken Armen so geschickt, daß dieser sich nicht befreien konnte. Darauf schleppte er ihn zum Mahlgange. Bei der Ankunft des Bösen hatte sich schon das ganze Werk mit höllischer Geschwindigkeit zu bewegen begonnen. Hans aber hielt ihn nun trotz seines Sträubens solange auf den kreisenden Mühlstein, bis ihm ein Stück seines Körpers abgeschliffen war. Dann ließ er den Unhold los, der sogleich mit Geschrei zum Fenster hinausfuhr. Hans legte sich danach wieder auf die Bank zum Schlaf. Als der Müller nach 1 Uhr zurückkehrte, rief ihm der Teufel aus der Luft zu: „In deine verfluchte Mühle komme ich nicht wieder!“ Und von nun an war der Spuk für immer verschwunden.

51. Kessel und Schuh in der Burgkirche zu Querfurt.

Bevor der heilige Brun im Jahre 1004 auf einem Esel reitend sich nach Rom begab, erbaute er an Stelle einer früheren Kapelle, die der Jungfrau Maria sowie den Aposteln Petrus und Paulus geweihte Burgkirche; dies muß etwa um das Jahr 1000 nach Christi

denken aber wurde an der Stelle, wo der Esel störrisch geworden war, eine Kapelle gebaut.

In späterer Zeit bekam jeder, der hierher zog, vom Papst für seine Sünden Vergebung, man nannte dies Ablass. Da um die Osterzeit der Andrang der Leute, die zur Kapelle wallfahrten, besonders groß war, fanden sich auch Krämer mit ihren Waren ein, und so entstand allmählich der Wiesenmarkt, der zuerst am Donnerstag nach Ostern abgehalten wurde, heute aber auf mehrere Tage ausgedehnt ist. Noch jetzt werden auf diesem Markt grüne Tonesel mit einem Reiter, den heiligen Brun darstellend, verkauft, auch kleine Korbfaschen mit Tonkugeln feilgeboten, die das Reisegepäck Bruns darstellen sollen. Die Wiese aber mit ihren uralten Binden führt bis auf den heutigen Tag den Namen „Eselwiese“.

50. Die Sage von der Teufelsmühle.

In einiger Entfernung von der Wiese liegt im freien Felde an der Querne eine Mühle, Teufelsmühle genannt. An ihren Namen knüpft sich folgende Sage.

Vor langer Zeit besaß ein armer Mann an dieser Stelle eine kleine Mühle, die aber so schlecht und baufällig war, daß sie täglich einfallen konnte. Da er kein Geld besaß und auch keins geliehen bekam, konnte er nichts ausbessern. Schließlich wußte er nicht mehr, was er in Zukunft anfangen sollte. Er hatte wieder einmal bis zur Dämmerung gearbeitet und des Abends dann noch das Mehl nach der Stadt geschafft. Als er nachts zurückkehrte, begegnete ihm der Teufel und sprach: „Ich will dir deine alte Mühle abreißen und eine ganz neue hinbauen, aber in jeder Nacht von 12 bis 1 Uhr kehre ich zur Mühle zurück, und kein Mensch darf in der Zeit darin bleiben!“ Da dem Müller so seine Seele nicht geradezu gefährdet erschien, war er leichtsinnig genug, in seiner Not auf diesen Vertrag mit dem Bösen einzugehen. In kurzer Zeit hatte der Teufel die neue Mühle fertig, und der Müller konnte einziehen. Da die Gänge gut arbeiteten, kamen viele Leute aus der Stadt heraus, um ihr Getreide zu mahlen, obwohl man

geschehen sein. Gleichzeitig stiftete Brun auch den Unterhalt für vier Priester, welche nun darum täglich die Messe lesen mußten. — Die eingegangene und ihres Besitzes beraubte Kirche wurde 1160 wieder erneuert, reichlich bedacht und außer den vorigen Patronen noch dem heiligen Brun geweiht. Im Hussiten- und Dreißigjährigen Krieg wurde die Kirche stark verwüstet, verschiedentlich wieder erneuert, bis sie im Jahre 1716 von neuem hergestellt und durch den Herzog Christian zu Weißenfels-Quersfurt geweiht wurde. Erst um 1850 erhielt sie ihre jetzige Gestalt. — Die Sage erzählt, daß bei längerer Abwesenheit Gebhards von Quersfurt ihm seine Gemahlin zugleich neun Söhnchen gebar, von welchem die acht schwächlichen ertränkt werden sollten. Nun hing ehemals unter dem Kreuzbogen der Grabkapelle an einer eisernen Kette ein alter Kessel — und wie die Sage erzählt, soll es derjenige sein, der zur Tötung der acht Söhnchen ausersehen war. In jenem lag ein eiserner Schuh, in welchem — wie die Sage weiter erzählt — die Gemahlin Gebhards durch die ihr auferlegte Feuerprobe ihre Unschuld bewies oder ihre Strafe erduldet. Während eine andere Überlieferung, die übrigens zwei solcher Schuhe kennt, besagt, daß sie Gebhard von einer Reise mitgebracht und zum Andenken in der Kirche nebst anderen Armaturstücken aufgehängt habe. Beide Gegenstände sind jetzt aus der Kirche entfernt, und der Schuh wird im Kreismuseum aufbewahrt. Beide Schuhe sollen übrigens noch vor dem Brande von 1678 vorhanden gewesen sein.

52. Das Wiesenhaus bei Quersfurt.

An einem Frühlingstage des Jahres 1004 nahm der heilige Brun, dem der religiöse Eifer — er wollte den Osten für das Christentum gewinnen — wieder in die Weiten des Landes trieb, von der Burg seiner Väter in Quersfurt Abschied. Demütig auf einem Esel reitend, statt hoch zu Roß, gelangte er auf den eine Viertelstunde des Weges nordöstlich von Quersfurt gelegenen Rain. Hier aber war der Esel nicht mehr von der Stelle zu bewegen und verharrete störrig. Die Begleiter Bruns sahen hierin ein böses Omen und rieten zur Umkehr. Allein dieser blieb seinem Vorsatz

treu. Hier nun, wo der Esel störrig wurde, erbaute man eine Kapelle, die Bruns-Kapelle genannt. Auf jenen Grundmauern, die von der Kapelle herrühren sollen, erstand das Wiefenhaus, auf dem jetzt schönen und großen Anger der Stadt. Das Wiefenhaus, das in der neueren Zeit bequemer und schöner hergerichtet wurde, gilt heute als angenehmer Belustigungsort für jung und alt. In seiner Nähe befindet sich der sogenannte Kirchrain, jener Rain, auf welchem in der grauen Vorzeit die nach der Bruns-Kapelle führende große Wallfahrtsstraße sich befand. Nordöstlich vom Wiefenhause, ungefähr eine halbe Viertelstunde davon entfernt, liegt in Wiefen, von Gesträuch und Gebüsch umrahmt anmutig und von Romantik umwoben die Teufelmühle.

53. Der zerbrochene Glaskrug.

Ein seltsames Begebnis sei hier erzählt. Vom sächsischen Dragoner-Regiment lag ein Leutnant von Broitzen bei dem Kreisassistenten zu Quersfurt im Quartier. Als im Jahre 1808 das Regiment die Order erhielt nach Polen zu marschieren, wandte sich der Leutnant an seinen Hauswirt und sprach: „Hier, diesen Glaskrug, ein wertvolles Andenken meiner verstorbenen Mutter, den wahrst mir gut auf. Unversehrt gebt ihr ihn mir zurück, kehre ich wieder und klopfe an eurer Thür!“

Der Kreisassistent versprach es, dabei staunend den herrlichen Krug betrachtend, auf dem sich das Wapen der Familie von Broitzen befand und stellte ihn in seinem Wohnzimmer in den stets verschlossenen Glaskrank ab. — Mehrere Monate gingen in das Land — an den Krug hatte man schon nicht mehr gedacht. Da —, eines Tages, still war es sonst im Haus, scholl aus dem Wohnzimmer ein dröhnender Schlag, dem ein helles Klirren folgte. Erschreckt und bleich sahen die Eheleute einander an. Sie sahen wie vom Donner gerührt. Bebend und mit klopfenden Herzen betraten sie das Gemach und mit nicht geringem Erstaunen stellten sie fest: der unberührte Glaskrug war in tausend Scherben zersprungen!

Eine Erklärung fanden sie hierfür nicht. Da klopfte es nach Monaten spät abends an ihrer Thür. Herein trat Johann, der Reitknecht des Leutnants von Broitzen. In großer Erregung stieß er hervor: „An einer schweren Verwundung starb in Bialistok mein guter Herr. Schwer kämpfte er gegen den frühen Tod; allein immer wieder rief er dabei nach seinem Krug — endlich, eines abends 7 Uhr, war es vorbei!“

Stumm war der Kreisassessor den Worten gefolgt. Nun stand er auf, winkte dem Reitknecht, führte ihn in das Wohnzimmer und zeigte auf den zertrümmerten Krug. Am selben Tage, zur selben Zeit, war er in Trümmer zersprungen, da der Leutnant verstarb.

54. Die wahr sagende Zigeunerin.

Quersfurt war längere Jahre die Garnison des kurfürstlich sächsischen Dragoner-Regiments, zuletzt von Goldacker, bei welchem auch der Leutnant v. Dppen, ein junger kräftiger Offizier, stand. Mit noch anderen Regimentern marschierte er in den 1790er Jahren gegen die Franzosen hinunter zum Rhein. Da begab es sich, als sie ein Lager bezogen, daß unter den sich einfindenden Zivilisten auch eine Zigeunerin war — und aus Scherz ließen sich die jungen Offiziere ihr Glück oder Unglück, Tod oder Leben aus der Hand wahr sagen. Auch der Leutnant von Dppen, als ernster und unerschrockener Mann, dem solches Gaukelspiel nicht zusagte, ließ sich von seinen Kameraden überreden und reichte der Zigeunerin seine Hand. Folgendes sagte sie voraus: „Herr Leutnant! Sie kommen in diesem Kriege glücklich durch, beziehen wieder Ihre alte Garnison, allein Sie sterben keines natürlichen Todes. Zum Beweis, daß ich wahr rede, komme ich vor Ihrem Ende zu Ihnen, um Sie vor der Gefahr zu warnen. Wenn Sie auf sich achten, so können Sie solche abwenden!“ Sie notierte sich noch Quersfurt, als Ort seiner Garnison — und wurde mit einem Geschenk entlassen.

In der That kehrte Leutnant von Dppen glücklich wieder nach Quersfurt zurück. Er, der sonst kein Kirchgänger war, spürte eines Sonntags einen inneren

Drang, eine Kirchenpredigt zu hören. Seltsamerweise sprach der damalige Superintendent Dr. Grohmann, ein vortrefflicher Kanzelredner, über das Thema: „Wer sich in die Gefahr begibt, kommt darin um!“ Anlässlich hörte Leutnant von Oppen der Predigt zu, und verweilte auch bis zum Schluß des Gottesdienstes daselbst. Anderen Tages klopfte es an seiner Thür. Eine Frau in fremdländischer Kleidung wünschte ihn zu sprechen; er läßt sie eintreten und fragt nach ihrem Begehr. „Herr Leutnant, kennen Sie mich nicht mehr?“ kommt es von ihrem Mund. Der Leutnant schaut sie an und verneint. Da fährt sie fort: „Ich bin die Zigeunerin, welche Ihnen vor Jahren am Rhein, unweit N. N., aus der Hand geweisst hat. Ihre Stunde ist nahe; ich komme Sie zu warnen!“

Der Leutnant von Oppen hielt auch heute ihre Worte für leeren Schall, schenkte der Frau einen sächsischen Speziataler (1 Taler 10 Syr), dankte für ihre Nachricht und Warnung und ließ sie lächelnd wieder ziehen. Auch seine Wirtsleute, denen er das Vorgeschickte erzählte, gaben für die Worte der Zigeunerin nichts.

Nun trat eine Stunde später sein Kompaniechef und Vorgesetzter, Major von Trope, in Oppens Zimmer und fragte ihn, ob er wohl bereit sei, mit ihm zwei junge Pferde einzufahren. Oppen war gleich dabei, und beide fuhren in bester Stimmung aus der Stadt hinaus. Plötzlich gehen vor der Stadt, unweit des Wiesenhauses die Pferde durch, der Major hält sie fest im Zügel, der Leutnant aber springt rückwärts vom Wagen — bricht den Hals und ist auf der Stelle tot. Allgemein betrauerte man seinen tragischen Tod und bedauerte, daß er der Weissagung und Warnung der Zigeunerin nicht gefolgt war.

Auf dem Querfurter Friedhof fand er sein Grab. Zwanzig Kameraden setzten zu seiner Erinnerung ein Monument, welches noch heute, im oberen Teil des Friedhofes, vom zweiten Hauptwege rechts, zu sehen ist: es zeigt eingemeißelt zwei übereinander gekreuzte Schwerter und einen Helm sowie die Aufschrift: „Herr Ludwig Wilhelm von Oppen, ehem. Kurf. Sächs. Drag. Rgt.“

55. Die Brandjungfrau.

Quersfurt ist früher oft von verheerenden Feuerbrünsten heimgesucht worden. So entstand am 29. August 1678 in einer Schmiede auf dem Steinweg ein Feuer, das in den leichtgebauten, mit Stroh und Schindeln bedeckten Häusern eine willkommene Beute fand und sich mit erschreckender Schnelligkeit über die ganze Stadt ausbreitete. In dem Hause des damaligen Münzmeisters, des goldenen Löwen, befand sich dessen fünfzehnjähriges Töchterlein gänzlich allein. In aller Not flüchtete das Kind in den Keller, wo es im Qualm erstickte oder (nach anderem Bericht) von dem einstürzenden Gebälk erschlagen wurde. Ihr unseliges Ende hat man der Nachwelt verbildlicht. Das ihr gesetzte Denkmal auf dem Quersfurter Gottesacker, welches verhältnismäßig gut erhalten ist, steht annähernd in der Mitte und erzählt in längerer Inschrift, dann in acht Verszeilen diese tragische Begebenheit. Ein lebensgroßes Relief stellt ein liebliches Mädchen im Staatskleide dar. Reizende Verzierungen umranden schmuckvoll die Seiten des Steines. Ein erster Denkpruch verweist unter Glaubensrost auf das traurige Geschick der Jungfer Regina Vasse, die vielen Lieb geworden sein muß. Die untere Jahreszahl 1679 ist aller Wahrscheinlichkeit das Jahr der Entstehung des Grabsteins.

56. Die Vertreibung des Kobolds Drachen.

Vor vielen Jahren lebte in Quersfurt ein Bauer, mit dessen Wirtschaft es immer mehr bergab ging. Trotz allen Fleißes, er schaffte für zwei, sah er mit Schrecken den Tag herbeikommen, an dem er wohl ganz arm zum Bettelstabe werden greifen müssen. Da kehrte eines späten Abends ein gar schlauer Handwerksbursche bei ihm ein, und dem klagte er seine Not. Er sprach: „Ich mag noch so viel Getreide dreschen, und stelle ich es hin, es dauert gar nicht lange und alles ist verschwunden, ob es nun vier oder gar fünf Scheffel sind!“ Der Handwerksbursche nickte bedächtig mit seinem Schopf, überlegte eine Weile und sagte dann ernst: „Das ist des Kobolds Drache, der euch da alles weg-

schleppt — ich aber kann euch davon befreien. Schließt mich zur Nacht in die Scheune ein und recht zähe Weidenruten geht mir mit. Allein legt euch nicht zum Schlaf — wenn es so weit ist, will ich euch rufen. Vor zwölf Uhr aber wird es nicht sein!“

Der Bauer war es zufrieden und willigte ein. Nachdem sie das Abendmahl verzehrt, ging der Bursche in die Scheune und versteckte sich in einem Haufen Stroh. Pünktlich um Mitternacht öffnete sich leise das Scheunentor und hereinspazierte eine riesige Sau, so groß und fett, daß sie fast die ganze Breite des Tores einnahm: Das war der Koboldsdrache! Im Nu fraß die Sau die fünf Scheffel Getreide auf und wollte sich dann wieder trollen. Allein da sprach der Handwerksbursche geschwind den Bannspruch, schlug dabei drei Kreuze — und wie festgenagelt verharrte sie auf ihren Fleck. Nun kroch der Bursche hervor, führte sie vor die Haustür und rief den Bauern. Der eilte herzu, schlug das Tier so lange mit den Weidenruten, bis sie alle fünf Scheffel Getreide wieder ausspieh. Der Bursche aber befahl: „Sperre die Sau über Nacht in den Stall! Morgen nimmst du von dem Getreide und gehst in alle Gehöfte; bei welchem Bauern nun die Schweine die ausgespieenen Körner fressen, daß ist dein Feind, der dich verderben will!“ — Der Bauer tat wie ihm geheiß, ging bei allen Bauern herum, zu seinem Nachbar, mit dem er gut Freund war, kam er zuletzt. Und dessen Schweine fielen wie die Wölfe über die Körner her. Da stand der Bauer verwundert still und sprach: „An den hätte ich am allerwenigsten gedacht!“ Allein der Koboldsdrache ward von nun an nicht mehr gesehen. —

57. Der Wunderdoktor von Quersfurt.

Man schrieb den 5. Februar des Jahres 1789, als eins der gelben Gefährte der Extrapost auf dem Klosterplan zu Quersfurt vor dem Gasthaus zum „Schwarzen Bären“ hielt. Mühsam hatte sich der vierspännige Postreisewagen seinen Weg durch den Schnee gebahnt. Die Pferde dampften und der in einem dicken Mantel eingehüllte Postillion stieg mit steifen Gliedern von

seinem hohen Boock herab, entledigte sich seiner wärmen- den Fäustlinge und öffnete unter tiefen Verbeugungen die Thür. Der Extrapost entstieg nur ein einziger marktshreierisch gekleideter Gast, ein Mann in den Fünfzigern, der mit quirlender Behendigkeit den Postillion entlohnte. Nicht allzu groß, war er von mittelstarker Figur, hatte das Gesicht eines Raubvogels, aus welchem ein paar tiefliegende schlaue Augen forschend und abwägend herausblickten. Haar und Bart waren schwarz: unverkennbar handelte es sich um einen verkappten Juden. Das kleine Küfferchen selbst aufnehmend, verschwand er in der Thür zum Schwarzen Bär. Polternd betrat er das Gästezimmer, bot laut und auffällig seinen Gruß und wünschte von dem Wirt ein Zimmer auf unbestimmte Zeit. Dabei zeigte er einen Berg von unterstempelten Empfehlungs schreiben und stellte sich als der berühmte Wunderdoktor Vebrecht vor, und sei als solcher nur auf der Durchreise begriffen. Die anwesenden Gäste bestaunten den fremden Kauz, tuschelten sich gegenseitig etwas zu — und bald war ganz Quersfurt von der Anwesenheit des berühmten Wunderdoktors unterrichtet.

Noch am selben Abend suchte ihn ein angesehenener Quersfurter Bürger, der mehr reich als krank war, auf, und der sich in seiner Einbildung tatsächlich einbildete, die Zauberkrast des frömmelnden Wunderdoktors habe ihn von seinem Leiden sogleich befreit. Von nun an wurde dieser Wundermann von den Bürgern Quersfurts und der umliegenden Dörfer förmlich überlaufen. Wie noch nie blühte sein zweifelhaftes Geschäft.

„Was verlangst du?“ fragte er jeweilig den Besucher.

„Die Gesundheit!“ kam es zumeist als Antwort zurück.

„Von wem? — von mir oder von Gott?“ fragte er dann jedesmal.

„Von Gott!“ sagten da die Kranken.

„Gut“, antwortete der Gaukler, „ich gebe dir Gesundheit, gib du mir deine Krankheit, ich schicke sie in ein fernes, fremdes Land!“ Und murmelte eine Unmenge biblischer Sprüche. Dann fragte er: „Kannst du vorauszahlen?“ Wurde nun dieses bejaht, so war

es gut, wurde es verneint, so vermochte der Wundermann nicht zu helfen. Als Entlohnung verlangte er immer ungerades Geld. Nicht zehn, zwanzig oder dreißig Zweigroschenstücke sondern elf, dreizehn oder einunddreißig.

Zu einem der Besucher sagte er: „Ich muß dir deine Nägel an Händen und Füßen verschneiden, sonst wirst du nicht gesund!“ Und beim Verschneiden übersprang er jeweilig einen Finger und einen Zeh. Einem anderen schnitt er das Haar vom Wirbel, jenen band er Kräuter unter die Fußsohlen, diesen verordnete er Borsdorfer Apfel mit Zuckerkand. Zu einer alten armen Frau aber, die nicht vorausszuzahlen vermochte, sagte er: „Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen!“

Des Nachts lief er wie toll in seinem Zimmer herum. Endlich kam sein Gebaren dem Rat der Stadt zu Ohren und auf dessen Befehl mußte der Scharlatan, obgleich sich Schäflein fanden, die für ihn baten, am 4. März 1789 die Stadt sofort verlassen. Und wie gekommen, zog der Wundermann wieder ab. —

58. Des Niges Beine.

Eine Wehmutter, gebürtig von Eschäh (Esenstädt?), eine halbe Meile von Quersfurt, erzählte: Zu Mitternacht sei in Merseburg ein Weib vor eines Barbiers Haus gekommen, der nahe am Wasser gewohnt und habe zum Fenster hineingeschrien: die Wehmutter solle doch herausgehen, welches sie anfänglich nicht tun wollen. Endlich sei der Barbier mitgegangen, habe ein Licht bei sich gehabt und flugs nach des befürchteten Niges Beinen gesehen. Darauf es sich wieder gedrückt. Wie solches der Barbier gemerkt, da hat er es freilich ausgescholten und gehen heißen, darauf es verschwunden.

59. Vor den Nigen hilft Dosten und Dorant.

Die Hebamme, bürtig aus Eschäh bei Quersfurt, erzählte auch: In ihrer Heimat war der Chemann ausgegangen und hatte seine Frau als Kindbetterin

zu Haus lassen müssen. Um Mitternacht kam der Nix vor's Haus, nahm die Sprache ihres Mannes an und rief zum Gartenfenster hinein: sie solle schnell heraustrücken, er habe ihr etwas sonderliches zu heißen. Dies schien der Frau wunderbarlich und sie antwortete: „Komm du doch herein, aufzustehen mitten in der Nacht schickt sich für mich nicht. Du weißt ja, wo der Schlüssel liegt, draußen im Loch über der Haustür.“ „Das weiß ich wohl, du mußt aber herausgehen“ und plagte sie so lange mit Worten, daß sie sich zuletzt aufmachte und in den Garten trat. Das Gespenst ging aber vor ihr her und immer tiefer hinab; sie folgte nach, bis zu einem Wasser, unweit des Hauses fließend, mittlerweile sprach der Nix:

Heb auf dein Gewand,
Daß du nicht fallst in Dosten¹⁾ und Dorant,²⁾

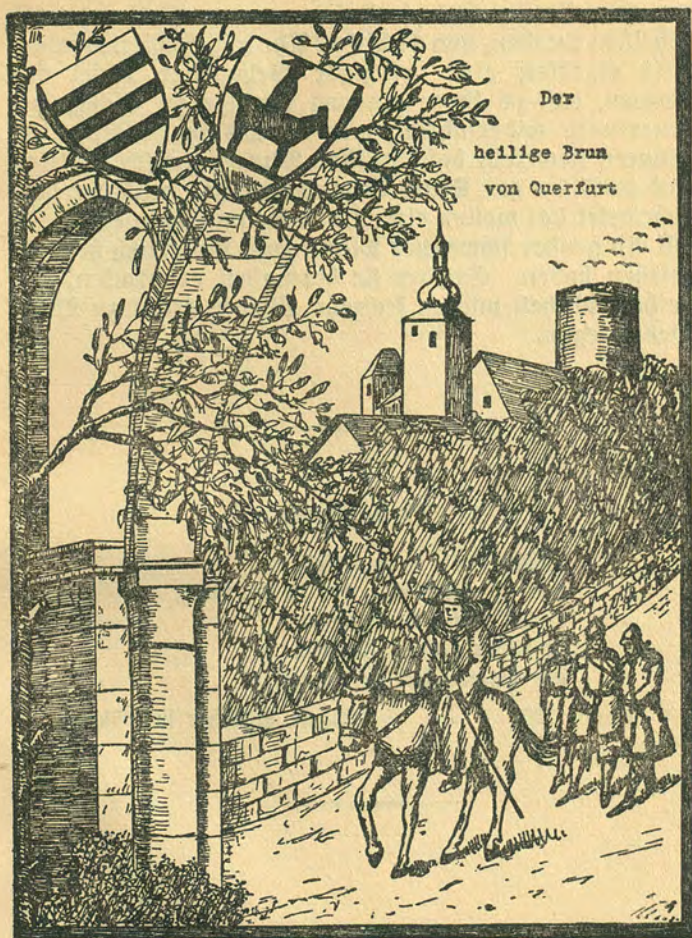
welche Kräuter eben viel im Garten wuchsen. Indem aber erblickte sie das Wasser und fiel mit Fleiß ins Kräutlich hinein, augenblicklich verschwand der Nix und konnte ihr nichts mehr an- noch abgehoben. Nach Mitternacht kehrte der Ehemann heim, fand Thür und Stube offen, die Kindmutter nicht im Bett, hub an erbärmlich zu rufen, bis er leise ihre Stimme im Garten vernahm und er sie aus dem Kraut wieder ins Zimmer brachte. Die Wehmütter halten deshalb gar viel auf diese Kräuter und legen sie allenthalben in Betten, Wiegen, Keller, tragen es an sich und lassen andere es bei sich stecken. Die Leipziger Krautweiber führen es häufig feil zu Markte.

Einmal soll ein Weib um Mittag in den Keller gegangen sein. Da fing ein Gespenst drinnen an und sprach:

Wollt ich dir das Bier helfen kosten.
Hättest bei dir nicht Dosten

¹⁾ Driganum: im Volksmunde Wohlgemut

²⁾ Marrubium: im Volksmunde Helfkraut, Gotteshülfe



Auszug aus der Burg Querfurt 1004

60. Die Vorsicht der Wöchnerinnen.

Die Wöchnerinnen können nicht vorsichtig genug sein, vor allem während der ersten sechs Wochen. Es sollen die Wöchnerinnen sonderlich zur Mittags- und Mitternachtszeit vor den Gespenstern oder Volanten oder Wassernigen, wie sie von den Weibern theils geheißt werden, von 11 bis 12 Uhr angefochten werden. Also erzehlete eine Leipziger Wehmutter, Ursel mit Namen, daß es ihrer eigenen Mutter zu Eschäß bei Quersfurth widerfahren, wie sie, als ihr erstes Kind geboren gewesen, daß da ihre Mutter zwischen elffen und zwölfen zur Stube hinausgegangen, und vor dem Schränkkel hat wollen eine Butterbemme schmieren. Da soll ein großer schwarzer Mann zum Kellerloch hervorgehoben haben. Drüber sie dermaßen erschrocken, daß sie hernach hab müssen sechzehn Wochen krank zu Bette niederliegen.



Buchspruch.

Dieses Buch ist mir lieb,
wer es mir stiehlt, der ist ein Dieb,
er laß' sich nicht ertappen,
in seiner blauen Kappen,
am Galgen soll er zappeln.

Anno 1720

Kilian Walther in Obschütz



